No. 15. Jahrgang IV. Allgemeine Berlin, 12. April 1895.

Israelitische Wochenschrift

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Jeschurun.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Die Sondergemeinden in Berlin.

Von M. A. Klausner.

Vor wenigen Tagen hat die Reformgemeinde in Berlin ihr fünfzigjähriges Bestehen gefeiert. Die bei dieser Feier zu Worte kamen, waren Beteiligte oder als Lobredner gedungen. Doch weder Parteizugehörigkeit noch Sold waren im Stande, den Festreden und Festschriften das Gepräge zu geben, das sie ihrer Absicht nach tragen sollten. Eine Art Leichenbitterstimmung herrschte vor, und im Grunde war diese auch allein angemessen.

Was hätte man eigentlich feiern können? Den fünfzigsten Jahrestag der Spaltung innerhalb der jüdischen Gemeinde Berlins? Die durch ein halbes Jahrhundert dargethane Unfruchtbarkeit des sogenannten Reformgedankens? Den Nachweis, daß diese Reform nur zwei Auswege hat: den nach Canossa und den, der aus dem Judentum hinausführt? Man hat sich gehütet, hiervon zu sprechen, man hat die nächstliegenden, die sich förmlich aufzwingenden Betrachtungen unterdrückt und sorglich die hier so leicht zu ermöglichenden statistischen Nachweise vermieden, wie groß der Prozentsatz derer ist, die zu einer erhaltenden Reform zu schreiten wähnten, während sie sich auf die schiefe Ebene begaben, die zur Abtrünnigkeit leitet.

Kein Wort des Vorwurfs soll diejenigen kränken, die entschlossenen Sinnes oder auch unbewußt zum Canossagange drängen. Wir wollen sie vielmehr herzlich willkommen heißen, die nach langem Irren und vielleicht unter dem Drucke neuerer Erfahrungen zu der Erkenntnis gekommen sind, daß es innerhalb des Judentums auf die Dauer kein Nebeneinander, sondern nur ein Miteinander geben kann, daß die Sonderung, das Nebeneinander notwendig mit Lossagung endet. Wer auf die Gemeinsamkeit verzichtet, der wird bald dahin gelangen, die Brücken der Verständigung abzubrechen, und eine Frage nur kurzer Zeit ist es, wann einer des anderen Rede nicht mehr verstehen wird.

Das gilt von der Sonderung nach rechts genau so, wie von der Sonderung nach links. Wer sich ein Plätzchen abgrenzt, der schmälert den gemeinsamen Boden und bereitet den Bruch vor, er mag sich einbilden, durch formelle Abwendung von der Tradition nur Unkraut ausgerodet zu haben, er mag in stolzer Selbstgerechtigkeit den Bruder verleugnen, der die Konsequenzen eines abgestreiften Buchstabenglaubens zieht und der Gegenwart das Recht zuspricht, Bauten abzutragen, welche die Vergangenheit zu errichten sich das Recht genommen hat. Es ist erfreulich, denn es spricht für die Einheitlichkeit des Judentums, daß es den rechtswärts Abgezweigten ebenso an werbender Kraft gefehlt hat, wie den linkswärts Abgezweigten, und wir hoffen, daß in nicht zu langer Frist den einen wie den anderen die Sehnsucht nach dem gemeinsamen Vaterhause den Rückweg zeigen und erleichtern wird.

Doch von der Gemeinde aus, welche die Gemeinsamkeit darstellt, muß das Erforderliche geschehen, damit die Rückkehr möglich und gedeihlich sei, damit die Heimkehrenden sich heimisch fühlen können.

Die Schuld daran, daß es überhaupt zu einer Trennung gekommen, liegt auf beiden Seiten. Die Trennung hätte nie stattgefunden, wäre die Gemeindeverwaltung jeder Zeit pflichtgemäß darauf bedacht gewesen, Einrichtungen zu schaffen, die den verschiedenartigen Bedürfnissen genügten, wäre der Gemeindevorstand nicht, in dem Wahn der Selbstherrlichkeit befangen, davon ausgegangen, daß es sein Recht sei, ein Parteiregiment zu führen, die zufällige Richtung seiner Mitglieder als vorzugsweise berücksichtigenswert gelten zu lassen, und jede Konzession an eine andere Richtung als eine Art großmütigen Almosens hinzustellen. Wer sein Recht verlangt, lehnt das Almosen ab und fühlt sich durch das Anerbieten beleidigt. Dabei wurden die Almosenspender selbst zuletzt so bettelarm, nicht an Geld, aber an innerem Gehalt und an Ansehen, daß sie schließlich dahin kamen, die Almosen gleichwie Bestechungen — nicht in der Absicht, doch in der Wirkung — zu verteilen und sich auf Leute zu stützen, von denen sie Unter den Linden nicht hätten gegrüßt werden mögen.

Der Gemeindevorstand in Berlin hat den Unfug der Privatgottesdienste in öffentlichen Lokalen an den hohen Feiertagen bis zur Lästerlichkeit ausarten lassen, ehe er sich entschloß, die selbstverständliche und so einfache Abhilfe dadurch zu bringen, daß er die nötigen Veranstaltungen von Gemeindewegen traf. Erst die allgemeine Entrüstung zwang ihn zu der naheliegenden Auskunft.

Der Gemeindevorstand in Berlin hat sich verblendet gegenüber dem Bedürfnis, auch für die Sabbate gottesdienst-

liche Gelegenheit zu bieten und der schreienden Not des Religionsunterrichts zu steuern. Diese Verblendung hat zu der Bildung von freien Privatgemeinden geführt, denen es an der unentbehrlichen Unterlage der juristischen Persönlichkeit und damit an jeder Gewähr für materielle und sonstige Stetigkeit fehlt. Diese Privatgemeinden leiden Not und bilden selbst einen argen Notstand. Sie legen ihren Mitgliedern, die zur Hauptgemeinde zu steuern verpflichtet bleiben, besondere Lasten auf, die im Falle der Weigerung beizutreiben sie keine Macht haben, und es ist selbstverständlich, daß hier bei Mißhelligkeiten und Streitigkeiten eine große Flucht beginnt. Sie haben mit unzureichenden Mitteln Synagogen gebaut, mit unzureichenden weil unfundierten Mitteln Religionsschulen eingerichtet und zumeist nach wenigen Jahren sich genötigt gesehen, die Hilfe der Hauptgemeinde anzurufen. Hier kommen die Almosen zur Geltung, von denen wir oben sagten, daß sie wie Bestechungen wirkten. Aus der Kasse der Hauptgemeinde wurden und werden an die Privatgemeinden Subventionen gezahlt, zu gering, um damit befriedigendes zu leisten, und gerade groß genug, um eine unsächliche Abhängigkeit zu etablieren.

Besäße die Gemeindeverwaltung in Geldangelegenheiten nicht eine fast bedauerliche Souveränität, man würde sie haftpflichtig machen können für die Summen, die auf solche Weise verwendet worden sind. Aber wenn die Haftpflicht versagt, die Frage bleibt berechtigt, wie die Gemeindeverwaltung sich hat befugt halten können, jene Gelder anders als vorübergehend, nämlich bis zu dem Zeitpunkt anzuweisen, wo die Hauptgemeinde selbst in Erfüllung ihrer Verpflichtungen thun würde, was die Privatgemeinden, diese kümmerlichen Notgebilde, subsidiär thaten. War die Synagoge, war die Religionsschule der Privatgemeinde ein Bedürfnis, so mußte die Hauptgemeinde jene bauen und diese einrichten und beide unterhalten; im anderen Falle hat sie kein Recht, einen Zuschuß zu gewähren. Um dem Vorstande für die Wahlen eine Klientel zu sichern, dazu sind die Gemeindemittel nicht da, auch nicht dazu, die Luxusneigung zu überflüssigen Sondergebilden zu unterstützen. Wo aber ein wirkliches, echtes Bedürfnis vorhanden ist, da müssen die Mittel der Gemeinde in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen und mit ihnen muß die Aufsicht der Gemeinde gewährt werden.

Man darf annehmen, daß in weitaus den meisten Fällen Privatgemeinden sich nur da gebildet haben, wo ein legitimes und aufrichtiges religiöses Bedürfnis vorlag. Dafür spricht schon der Umstand, daß die Mitglieder der Privatgemeinden neben den allgemeinen noch besondere Lasten auf sich zu nehmen bereit sein mußten. Wie leicht aber solche Privatvereinigungen verwahrlosen, dafür fehlt es nicht an traurigen Beispielen. An dem einen wie an dem anderen trägt die Gemeindeverwaltung die Schuld: Weil der Gemeindevorstand nicht that, was ihm oblag, mußten die Privatgemeinden entstehen, und weil der Gemeindevorstand an die Privatgemeinden Almosen verteilte und sie unkontrolliert ließ, konnten sie der Verwahrlosung verfallen.

Auch auf diesem Gebiete also erkennen wir ein pflichtwidriges Verhalten des Gemeindevorstandes, ein völliges Verleugnen seiner Obliegenheiten.

Wenn die abgesprengten Teile des Judentums die Neigung bekunden, den verlorenen Anschluß neu zu suchen, so ist dies der unverwüstlichen immanenten Kraft des Judentums zu danken. Der Vorstand der Gemeinde Berlin hat an dieser erfreulichen Erscheinung keinen Teil. Er selbst hat aktiv und mehr noch durch Passivität nur verwüstende, nirgend belebende Wirkung geübt.

Die Gemeinderatswahlen in Wien.

* Wien, 7. April.

Wie in voriger Nummer dieses Blattes kurz gemeldet, haben die am 1. d. M. hier vollzogenen Wahlen zum Gemeinderat mit einem unerwartet großen Siege der Antisemiten geendet, die jetzt über 64 Mandate verfügen und somit der Erlangung der Majorität in unsrem kommunalen Parlamente, die 70 Stimmen beträgt, bis auf einen Schritt näher gerückt sind. Ist es nun auch nicht die Aufgabe einer vornehmlich den inneren Angelegenheiten des Judentums gewidmeten Zeitschrift, ihren Kollegen von der Tagespresse ins Handwerk zu pfuschen und partei-politische Fragen in ihren Spalten zu behandeln, so müssen wir heute dennoch von dieser Gepflogenheit abweichen, weil die Beleuchtung, die der Ausfall der Wahlen in Wien in der politischen Tagespresse erfährt, den fernstehenden Leser nicht im geringsten erleuchtet. Die antisemitische Presse bejubelt der Sieg, die liberale betrauert den Niedergang der guten Sache; weder auf der einen noch auf der anderen Seite aber wird die Ursache besprochen, als deren Wirkung die Wahlen vom 1. April anzusehen sind. Hier möchten wir nun einsetzen, und in diesem Artikel jenen Ursachen eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Zunächst eine kurze Bemerkung zur Orientierung. Der Wiener Gemeinderat (etwas mehr als in Deutschland die Stadtverordneten-Versammlung) besteht aus 138 Mitgliedern. Davon scheidet alle zwei Jahre der dritte Teil aus und wird durch Neuwahlen ersetzt. Das Wahlrecht ist an einen gewissen Besitz- und Bildungs-Zensus gebunden, der die Mitwirkung der arbeitenden Klassen, die, wie in Berlin, zumeist der Sozialdemokratie zugehören, von vornherein ausschließt. Die Wähler sind in drei Wahlkörper geteilt. Der unterste, dritte, der weitaus zahlreichste, gehört dem Kleinbürgerstand an; der zweite der Intelligenz, d. i. den akademischen Graden, Beamten und Lehrern; der erste Wahlkörper dem Großbürgertum, populär gesprochen: den Hausherren.

Und nun einen Schritt weiter ins Innere. Im Wiener Gemeinderate waren bis vor wenigen Jahren die Liberalen Alleinherrscher, d. h. nicht etwa Liberale, wie man sie anderswo kennt: freisinnige Männer, die sich durch nichts und niemand wankend machen lassen, sondern eine ganz besondere Art von Liberalen, die nach alter Sitte die Ruhe als erste Bürgerpflicht ansehen und jedes entschiedene Auftreten perhorreszieren. Ehemals regte sich eine demokratische Opposition im Gemeinderat, deren Führer der bekannte Dr. Kronawetter war, sie wurde aber von der liberalen Partei aufs schärfste bekämpft und auch besiegt. Die Rücksichtslosigkeit war die Stärke, die der liberalen Partei die Uebermacht sicherte. Aber sie sollte ihren Meister finden. Es kam eine neue oppositionelle Partei, die sich zum Teil aus gescheiterten Resten der früheren Oppositionspartei bildete, von der liberalen Partei gelernt hatte und diese an Rücksichtslosigkeit und Gemeinheit weit übertraf: die antisemitische Partei. Die hat denn auch schließlich gesiegt. Im Anfang der achtziger Jahre begann diese Entwickelung. Ohne auch nur ein Tageblatt in Wien für sich zu haben, unter sich selbst gespalten, gelang

es doch den Antisemiten, ihrer rastlosen Agitation, ihrer unermüdlichen Wirtshaus-Propaganda, das gewerbliche Kleinbürgertum, d. i. den dritten Wahlkörper des Gemeinderats zu erobern. So kamen die Antisemiten schon bei den früheren Gemeinderatswahlen bis auf 46 Mandate, — eine starke Minorität. Diese gab wohl der liberalen Majorität viel zu schaffen. Aber die Liberalen waren überzeugt, daß von der Vorsehung dafür gesorgt sei, daß aus einer Minorität nie eine Majorität werden könne, und sie thaten gar nichts, um die steigende Mißstimmung der Wählerschaft zu beruhigen, während die Antisemiten, je größer sie wurden, nur desto eifriger arbeiteten. Da kamen die diesjährigen Wahlen, die zwei beachtenswerte Charakterzüge zeigten. Das eine ist die Abwendung der Juden von der deutsch-liberalen Partei. Die Juden sind immer, ob nun die liberale Partei in der Herrschaft oder in der Opposition war, die treuesten Anhänger derselben gewesen, weil sie in ihr die berufenen Beschützer der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Juden und des konfessionellen Friedens sahen. Solange die liberale Partei in der Opposition war, wurden alle Zurücksetzungen der Juden in der Staatsverwaltung, die indirekte Unterstützung, welche die Staatsbehörden durch ihre Passivität den Antisemiten bei der Judenhetze angedeihen lassen, von der liberalen Partei der Taaffeschen Regierung zur Schuld geschoben. Nur die Regierung, hieß es, könne derartige Ungerechtigkeiten und Ausschreitungen verhindern, die Opposition sei machtlos. Mit derartigen Reden vertrösteten die Deutsch-Liberalen die Juden vierzehn Jahre hindurch. Jetzt sind aber die Liberalen selbst, wesentlich mit Hilfe der Juden, zur Regierung gelangt. Es geschieht aber doch nichts für die Juden, und die Juden wenden nun dieselbe Logik an, die ihnen von den Deutsch-Liberalen durch soviele Jahre contra Taffe eingetrichtert wurde, indem sie jetzt den Liberalen an allen Unerquicklichkeiten ihrer Lage Schuld geben. Bei den Gemeinderatswahlen haben sich viele Juden absentiert, um nicht für einen Liberalen stimmen zu müssen, und dadurch den Antisemiten den Wahlsieg erleichtert. Ja, das schier Unglaubliche ist geschehen, in der Leopoldstadt — dem von Juden am stärksten bevölkerten Bezirk von Wien — haben sogar Juden für den antisemitischen Kandidaten gestimmt. Nur so ist es den Antisemiten gelungen, am letzten Donnerstag das Mandat des dritten Wahlkörpers der Leopoldstadt in ihre Hand zu bekommen.

Ein anderer Charakterzug der Gemeinderatswahlen ist der Abfall der Intelligenz von der liberalen Partei, die, angewidert von der Charakter-, Ideen- und Thatenlosigkeit der liberalen Partei, in Ermangelung einer dritten Partei aus Protest für die Antisemiten gestimmt hat. Die Korruption in der Beamtenhierarchie, die energische, rückhaltlose Geißelung dieser Korruption durch Lueger, den Führer der Antisemiten, in seiner letzten Parlamentsrede, das völlige Stillschweigen der liberalen Partei — diese Dinge haben gewiß noch in letzter Stunde viel dazu beigetragen, das Wahlglück den Antisemiten zuzuwenden. Dies sind die wahren Ursachen, als deren Wirkung die Wahlen zum Gemeinderat in Wien anzusehen sind, und dieser langen Rede kurzer Sinn ist: Nicht der Antisemitismus hat in Wien gesiegt, gesiegt hat vielmehr nur der Antiliberalismus, dessen Träger allerdings meist Antisemiten sind.

Aus Rheinland-Westfalen.

Ein Reisebrief von J. Mansbacher.

Durch die Aufforderung des Verbands-Vorsitzenden des Vereins der Rheinisch-Westfälischen Litteratur-Vereine ward mir der ehrenvolle Auftrag, in verschiedenen Orten der beiden Schwesterprovinzen den Zielen der oben angezogenen Vereine gemäße Vorträge zu halten. Aus einem doppelten Grunde war der Ruf für mich willkommen, einmal weil das bekannte Land der „roten Erde“ meine Heimat ist, sodann aber, weil ich in der Rheinprovinz Jahre hindurch gelebt und Freude und Gesinnungsgenossen mir erworben hatte. Dazu kam aber ein drittes Etwas, das mir den Anlaß bietet über die Reise hier kurz zu referieren, nämlich die willkommene Gelegenheit, mit eigenen Augen dem Gange der Entwickelung zu folgen, den die Juden der Westprovinzen bisher verfolgt haben und der zu demjenigen in einem gewissen Gegensatze steht, den die Glaubensgenossen weiter östlich, zumal in Berlin, eingeschlagen haben. Sollte ich dabei zu rosig gemalt haben, so bitte ich meine geehrten Leser gütigst um Verzeihung: auch die Heimatliebe hat ein Anrecht darauf, bis zu einem gewissen Grade bestechen zu dürfen. —

Das erste Ziel meiner Reise war die in einem gewaltigen Kranze von Bergwerken eingeschlossene und inmitten einer mächtigen Fabrikenthätigkeit rastlos schaffende Hauptstadt der roten Erde, der ehemalige Hauptsitz der furchtbaren Vehmgerichte — die Stadt Dortmund. Die Signatur der Stadt ist in dem obigen Satze gegeben. Bergbau und Fabrikenthätigkeit haben der Stadt ein mächtiges Wachstum verliehen und sie zu einer Industriestadt ersten Ranges erhoben. Ein Netz von Eisenbahnen mündet hier, um von hier aus den „schwarzen Diamanten“ nach allen Richtungen hin in die Welt zu senden oder die Erzeugnisse des dortigen Gewerkfleißes in der Ferne nutzbar zu machen. An einem solchen Orte ist für ideales Streben wenig Platz, zumal diejenigen Institute fehlen, welche beispielsweise in Berlin als Gegengewicht wirken, nämlich höhere Lehranstalten, wobei ich allerdings nicht an Gymnasien und Realschulen denke, die ja nur der werdenden Menschheit dienen wollen, sondern an solche Anstalten, die noch den gereifteren Menschen mit der Seite des Lebens verknüpfen. Da ist es schon ein treffliches Zeichen für den Geist der dortigen Glaubensgenossen, daß sie den Litteratur-Vereinen ein wirklich warmes Interesse entgegen gebracht haben, so daß selbst weniger Bemittelte ihr Scherflein zur Unterstützung dieser Vereinigungen beitragen. Man vergleiche in dieser Beziehung nur unsre Stadt Berlin mit ihrem sterilen Boden für jüdischerseits in's Leben gerufene Institutionen, um schon hieraus allein zu ersehen, daß die Idealität der Juden des Westens eine höhere Stufe einnimmt, als diejenige der so viel gepriesenen Residenz. Bemerkt sei hier, daß die Liturgie der westfälischen Juden durch die Schaffung eines einheitlichen Gebetbuches bekanntlich eine einheitliche Färbung erhalten hat, die, mag man sonst über das Buch selbst denken wie man will, für das Gedeihen der gottesdienstlichen Seite des Judentums einen hohen Wert hat, so daß man nur wünschen kann, daß noch im großen ein festeres Band die jüdischen Gemeinden umschlingen möchte. Für die Schulen hat der israelitische westfälische Gemeinde-Verband die Einrichtung getroffen, daß die Lehrer in kollegialer Weise von Zeit zu Zeit ihre Schulen gegenseitig inspizieren, was jedenfalls der Aufsicht vorzuziehen ist, die amtlicherseits geübt wird, — die aber keineswegs damit

herabgesetzt werden soll. Aus den regen Debatten in Dortmund, sowie aus sonstigen in die Augen fallenden Merkmalen ergab sich ein reges Interesse für alles jüdische Wesen, soweit man darunter die Orthodoxie eben nicht einschließt, für die der westfälische Boden absolut unfruchtbar ist.

Das über Dortmund gefällte Urteil ist auch maßgebend für Witten, Steele und Bochum, die man gleicherweise um so höher zu schätzen hat, als sie ihren geistigen Bildnern, ihren Lehrern ein hohes Maß von Achtung entgegenbringen, das sich auch nach der äußeren, gesellschaftlichen Stellung der Lehrer sehr wohlthuend offenbart. Die letzteren sind zumeist definitiv angestellt und meistenteils schon recht lange am Orte, — ein Zeichen gegenseitiger Zufriedenheit, das den Lehrern wie den Gemeinden ein ehrendes Zeugnis ausstellt.

In Steele hat die antisemitische Bewegung recht traurige Früchte gezeitigt. Wie mir geklagt wurde, haben die besseren Elemente der dortigen Glaubensgenossen nach den Hetzreden der König, Liebermann und Ahlwardt den gesellschaftlichen Verkehr mit ihren nichtjüdischen Mitbürgern aufgeben müssen, weil man ihnen nahelegte, daß sie nicht gern gesehen seien. Den antisemitischen Blättern wird diese Bethätigung christlicher Nächstenliebe gewiß eine hohe Genugthuung bereiten, für die dortigen Juden hat sie den engeren Anschluß unter einander herbeigeführt, der gewiß auch — das Gute bei allem Bösen — nach der Seite der Belehrung hin von segensreichen Folgen sein wird.

Den Beschluß machte Elberfeld. Ich hatte dort Gelegenheit den Gottesdienst am Sabbat zu besuchen, den ich mir eigentlich, da weder Predigt noch sonst irgendwie besonderes zu erwarten war, recht öde vorgestellt hatte. Ich war daher recht angenehm überrascht trotz alledem ein ziemlich „besetztes Haus" zu finden, was jedenfalls den Beweis liefert, daß auch der Sinn für das Gotteshaus nicht so sehr ins Wanken geraten ist, wie dies anderwärts leider konstatiert werden muß.

Die meinem Vortrage dort sich anschließenden Debatten waren recht lebhaft. Den Schluß des Abends bildete eine gemütliche Unterhaltung, in der ich verschiedene humoristische Darbietungen junger Kaufleute mit anhörte, unter denen eine „Kapuzinerpredigt" besonders ansprach, weil sie verschiedenen jüdischen Gepflogenheiten eine derbdrastische und satyrische Beleuchtung gab. Gelegentlich erfuhr ich auch, daß die jungen Leute aus eigener Initiative einen Lese-Abend gegründet haben, dem ich hiermit den besten Erfolg wünsche.

Die zionistische Bewegung.

Von Matthias Acher.

I.

Vorbemerkung der Redaktion. Wiederholt ist in den Spalten dieses Blattes über die Frage Zionismus debattiert worden, immer aber nahmen diese Debatten einen unerfreulichen Verlauf; der Eifer auf der einen wie der anderen Seite trübte den ruhigen Gang der Diskussion, und wir alle, die wir Klarheit über Wesen und Ziel der zionistischen Bewegung wünschten, waren schließlich so klug als wie zuvor. Nun finden wir im Feuilleton der Frankfurter Zeitung einen Aufsatz, der die vielumstrittene Frage in einer so leidenschaftslosen Weise bespricht, daß wir vermeinen, ihn unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, denn auch den Gegner muß man kennen.

* * *

Nie wird es einem Geschichtsschreiber gelingen, uns die große Tragödie des Judenvolkes auch nur annähernd so ergreifend vorzuführen, als dies die Ahasversage thut. Ahasver findet nicht Rast noch Tod. Er scheint ewig wandern, ewig leben zu sollen. Wirklich ewig? Ist es nicht blos der frommeinfältige Sinn des Volkes, der sehr lange Zeiträume in Ewigkeit umtauft? Gewiß. Geschichts- und Kulturgebilde kennen keinen Fluch oder Segen der Ewigkeit. Sie sind über kurz oder lang dem Untergange geweiht. Und so wurden in unserem Jahrhundert die Ahnungen, daß auch die Tage der Ewigkeit des ewigen Juden gezählt sind, immer allgemeiner. Diese Ahnungen wurden zu Wünschen, die Wünsche zu Gleichberechtigungs- und Einbürgerungsgesetzen. Die große Tragödie sollte einen versöhnenden Abschluß erfahren. Der lebensübersatte ewige Jude sollte mit einem todesfreudigen Lächeln auf den Lippen in den Armen der ihn zärtlich betreuenden Europa die müde Seele aushauchen. So dachten und denken sich die einen das Ende des ewigen Juden. Ganz verschieden von ihnen stellten und stellen es sich die anderen vor. Von diesen anderen, von der sie beherrschenden seltsamen Idee soll hier die Rede sein. Diese Idee, ein ins Politische übersetzter Messiasglaube, tauchte während der letzten zwei Jahrtausende mehr als einmal auf, erschien unter anderen auch dem großen Spinoza plausibel, mußte aber auf die Nationalitätenbewegung unseres Jahrhunderts warten, um sich in eine Bewegung umzusetzen. Aber auch jetzt gedieh sie, nach einigen seit den 40er Jahren gemachten Anläufen, erst infolge der russischen Judenverfolgungen des Jahres 1882 zu sehr energischem Leben.

Der „ewige Jude" heißt im Französischen bekanntlich „le juif errant." Die deutsche Bezeichnung hebt das Nichtsterben-können, die französische das Nicht-zur-Ruhe-kommen Ahasvers hervor. So wird es wohl auch kein Zufall sein, daß es unter Nichtjuden zuerst Franzosen waren, welche den „ewigen Juden" nicht die Ruhe des Grabes, sondern die Ruhe des eigenen Heims finden lassen wollten. Zunächst war es Napoleon I., der sich bewiesenermaßen mit der Idee der Gründung eines jüdischen Staates Palästina trug. Einen gleichen Plan entwickelte der Verfasser einer im Paris im Jahre 1848 unter dem Titel „La nouvelle question orienatale" erschienenen Schrift. An einer Stelle derselben werden die Juden folgendermaßen apostrophiert:

„Ihr seid Kraftnaturen und wir beugen uns vor Euch. Ihr waret stark während Eurer antiken Geschichte, stark nach der Zerstörung Jerusalems, stark im Mittelalter, als es nur zwei dunkle Mächte gab: Die Inquisition mit dem Kreuze, die Piraterie mit dem Halbmonde. Ihr habt Euch in der Zerstreuung erhalten, freilich nicht ohne den immensen Tribut von achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung zu entrichten. Aber der Rest Eurer Nation ist noch stark genug, um die Pforten Jerusalems wieder aufzurichten. Das ist Eure Aufgabe."

Die Schrift — ihr Verfasser hieß Ernst Laharanne — hatte zunächst keine Wirkungen. Sie blieb unbeachtet. Zwanzig Jahre später wurde sie von Moses Heß, — der bis zum Jahre 1849 Redakteur der „Rheinischen Zeitung" gewesen war, dann nach Paris flüchten mußte, wo er, mit kommunistischer Agitation beschäftigt, bis zur Amnestie 1861 verblieb, — gelesen. Die Ausführungen Laharannes machten auf den Revolutionär einen nachhaltigen Eindruck. Er dachte viel über das Gelesene nach, verarbeitete es in seinem Kopfe

und legte in seinem im Jahre 1862 erschienenen Buche „Rom und Jerusalem“ das interessante Bekenntnis ab:

„Der Gedanke, der jetzt wieder lebendig vor mir steht, ich glaubte ihn für immer in der Brust erstickt zu haben; der Gedanke an meine Nationalität, unzertrennlich vom Erbteil meiner Väter, dem heiligen Lande und der ewigen Stadt. Seit Jahren schon pochte dieser lebendig Begrabene in der verschlossenen Brust und suchte einen Ausweg. Doch mir fehlte die Schwungkraft zum Uebergange aus einer dem Judentume scheinbar so fern liegenden Bahn, wie die meinige war, zu jener neuen, die mir in nebelhafter Ferne und nur in allgemeinen Umrissen vorschwebte.“

„Rom und Jerusalem“ von Moses Heß ist der erste Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der jüdischen Renaissance-Bestrebungen. Das Buch, ganz im Geiste seiner Zeit gehalten, argumentiert mit der „Mission des jüdischen Volkes in der Weltgeschichte“. Diese „Mission“ läßt Heß ebensowenig Ruhe, als seinen, von ihm so grimmig gehöhnten Antipoden, den jüdischen „Religionsreformatoren“. Gewöhnt man sich aber an dieses heute veraltete Schlagwort, so liest man auch jetzt noch das tiefen philosophischen Geist und sittlichen Ernst bekundende Werk mit Genuß. Umsomehr wäre man versucht, vorauszusetzen, daß es auf die Zeitgenossen gewirkt habe, zumal Heß eine wohlbekannte politische Persönlichkeit war. Das war aber nicht der Fall. „Rom und Jerusalem“ rief zwar in den jüdischen Fachzeitschriften, die fast sämtlich auf „religionsreformatorischem“ Standpunkte standen, einen Sturm von Entgegnungen hervor; und andererseits gab sich Heß Mühe, durch mündliche und persönliche Agitation und in Verbindung mit einigen Männern, — die vom überlieferten Judentum aus, teilweise schon vor ihm, zu ähnlichen Resultaten, wie er, gelangt waren, — weitere Propaganda für seine Ideen zu machen. Aber alles vergebens. Heß und seine Freunde starben, ohne auch nur den geringsten Erfolg ihrer Bemühungen erlebt zu haben.

Dem nunmehr verwaisten Gedanken entstanden in den siebziger Jahren zwei geistig und sozial hervorragende Freunde: Der englische Premierminister Benjamin Disraeli, Lord of Beaconsfield, und die englische Romanschriftstellerin George Eliot. Disraeli, bekanntlich jüdischen Stammes, verriet seine Empfindungen für die Idee der nationalen Wiedergeburt des jüdischen Volkes schon in seinem Romane „David Alroy“, in welchem er die Thaten, Erfolge und den Untergang eines jüdischen Pseudomessias des 11. Jahrhunderts erzählt. Er hat sich aber auch mit der Absicht getragen, dem Berliner Kongresse Vorschläge betreffs einer Kolonisation Palästinas durch Juden zu unterbreiten, kam aber im letzten Augenblicke davon ab. Gleich Beaconsfield hat auch George Eliot in einem Romane die Ideen der jüdischen Restauration verfochten. Ihr „Daniel Deronda“ ist aber kein historischer, sondern geradezu ein in der Gegenwart spielender Tendenzroman. Der Titelheld und mehrere andere hervorragende Personen des Romans sind bereits bewußte Propagatoren jüdisch-nationaler Anschauungen. Darum hat die jüdische Fachpresse auch diese in Romanform gekleidete Agitationsschrift heftig angegriffen. Nichtsdestoweniger hat sich auch „Daniel Deronda“ kein Gehör verschafft —, und wieder blieb der Erfolg aus.

Sicherlich aber hat dieses Buch, nicht minder als die ihm vorhergegangenen, vorhandene Keime befruchtet und so den großen Ereignissen vorgearbeitet, welche kommen mußten, damit die Trägheit der Massen von den berufenen Vorkämpfern überwunden werden könne. Diese großen Ereignisse sind die russischen Judenverfolgungen des Jahres 1882. Seit damals giebt es eine jüdisch-nationale, oder, wie sie sich auch nennt, zionistische Bewegung. Aus den sich wiederholenden Verfolgungen in Rußland und dem Steigen des Antisemitismus in anderen Ländern, schließlich aus ihrem eigenen Wachstum Nahrung ziehend, wächst sie von Jahr zu Jahr und sieht allem Anscheine nach auch noch weiteren Fortschritten entgegen.

In Rußland wurden zum ersten Male die Grundsätze der neuen Partei aufgestellt. An der Spitze des Programms stand die Ackerbau-Kolonisation Palästinas zum Zweck der Wiederbesetzung des nationalen Bodens. Die Begeisterung für dieses neue Ideal war eine unglaublich hohe. Um ein Beispiel anzuführen: Eine Anzahl Studenten der Chersoner Universität faßte den Beschluß, die Studien aufzugeben, nach Palästina zu ziehen und dort als einfache Landleute den Boden zu bestellen. Die jungen Männer führten diesen recht unrationellen Entschluß aus und hatten dann in Palästina die furchtbarsten Leiden zu erdulden, aus welchen sie auch jetzt nicht ganz befreit sind. Von solchen Märtyrerleistungen abgesehen, haben aber die russischen Zionisten auch eine große Organisation für das Kolonisationswerk geschaffen. Auf dem ersten zionistischen Kongresse, der in Kattowitz (Oberschlesien) im November 1884 stattfand und zum geringen Teile auch aus Deutschland, England und Frankreich beschickt war, gründeten sie den „Montefiore-Verband“, der einige Jahre später die offizielle Bestätigung durch die russische Regierung und den Namen „Verein zur Unterstützung jüdischer Ackerbauer und Handwerker in Syrien und Palästina“ erhielt. Der Verein, welcher gegenwärtig viele tausende Mitglieder zählt, hat seinen Zentralsitz in Odessa und ein exekutives Organ in der palästinischen Hafenstadt Jaffa. Er hat an der Gründung und Beförderung der im heiligen Lande bereits bestehenden jüdischen Ackerbaukolonie ziemlichen Anteil genommen.

(Fortsetzung folgt).

Mythologie und Religion.

Von Dr. Emil G. Hirsch, Chicago.

III.

In welchem Verhältnisse nun steht die Mythologie zur Religion? Ihrem Wesen nach in gar keinem. Die Religion, wie wir früher auszuführen versucht, entspringt dem, dem Menschen innewohnenden Triebe, die Schranke seiner Endlichkeit zu durchbrechen, sich aus der Unfreiheit seiner Beschränktheit frei zu machen, den nie rastenden Kampf zwischen Wollen und Können zum glorreichen Austrage zu bringen. Dieser Trieb erzeugt eine von der mythologischen grundverschiedene Naturauffassung. In seinem Streben, die gähnende Kluft zwischen seinem Wollen und seinem Können zu überbrücken, sieht der Mensch sich bald von der Natur gehemmt, bald gefördert. Er empfindet schwer ihren Druck, oder atmet erleichtert auf, wenn die Schwere desselben sich vermindert. Er erkennt die Natur nicht als ein mit ihm Verwandtes, sondern als eine ihm feindlich gegenüberstehende Macht, die zerstörend, wenn beleidigt, — segnend, wenn besänftigt, in seines Lebens Geschicke eingreifen kann. Er sucht nach einem Namen

für diese Macht und findet ihn in den Ueberbleibseln, den Fossilien, den mythischen Gestalten, die die Sprache ihm aufbewahrt. Dies ist das ganze Verhältnis der Mythologie zur Religion. Erstere leiht letzterer die Form, welche früher einen anderen Inhalt barg — tote Gebeine, welchen die Religion neues Leben einhaucht. Die Mythe kennt nur Menschen, wenn sie der Sonne Lauf beschreibet, die Religion macht diese zu Göttern, wenn sie der Sonne Altäre erbaut. Die Mythe kennt keine Eigennamen; sie bewegt sich in beschreibenden Eigenschaftswörtern oder Gattungsbegriffen; die Religion kennt nur Eigennamen, Götter, welche das in der Mythe Beschriebene in der That wirklich vollzogen haben.

In einem ganz ähnlichen Verhältnissen steht der Mythos zur Geschichte. Hier wird er zur Sage. Der menschliche Geist haßt das Dunkle. Er sucht das Fehlende in der Ueberlieferungskette zu ergänzen, damit in enger Aufeinanderfolge Ring an Ring sich schließe. Die Ueberlieferung hat über dunkle Vorgänge verworrene Erinnerungen erhalten. Diese verdichten sich zu Persönlichkeiten, deren äußere Bekleidung abermals dem Mythos entlehrt werden. In diesem Sinne kennen wir den sogenannten Kulturmythus. Die Geschichte von Kain und Abel ist ein Beispiel dieser Art. Sie stellt, was auch immer in der Bibel ihr religiöser Lehrinhalt sein möge, (siehe Dr. Sam. Hirsch, Katechismus, Kapt. IV.) den Kampf zwischen Ackerbau und Hirtenkultur dar. Die letztere unterliegt, wie geschichtlich ja die Stufe der Nomaden von der des seßhaften Landbebauers verdrängt worden ist. Aber noch weiter zurückgreifend, wird es sich ergeben, daß der Name und andere einzelne Züge einem Sonnenmythus entnommen sind. Die Entstehung aus mythischem Material ähnlicher Kultur- oder Geschichtsmythen, Sagen, läßt sich in vergleichsweise jüngster Vergangenheit nachweisen. Wer kennt nicht die Sage von Roland dem Streiter? Nun, das ist der Niederschlag des Grenzkrieges, welcher unter Karl dem Großen in den Pyrenäen wütete, Sagen, die wie die vom gehörnten Siegfried, der rächenden Chrimhilde, beide Nachklänge der wüsten Fehdezeit anfangs der bürgerlichen Zeitrechnung, welche die deutschen Stämme unter die Waffen hielt, das äußere Gewand einem alten Sonnenmythus entnommen. Ebenso verhält es sich mit der des Königs der Tafelrunde Arthur, oder mit der vom schlafenden Rotbart; ähnlich auch ist das Verhältnis, welches zwischen Geschichte und Mythe in dem Trojanischen Sagenkreis obwaltet, ein geschichtlicher Kern liegt allen zu Grunde, welcher sich zu Persönlichkeiten verdichtet, und dem alten Mythenschatze Form und Farbe entliehen hat. Der gute Dr. Faust, wie auch der leichtlebige Don Juan gehören ebenfalls in diese Kategorie. Diese Sagen stellen den Kampf des alten Heidentums mit dem Christentume dar; Faust, dessen unersättliche Gier nach Wissen, Don Juan dessen Sinnlichkeit. Der Mythus tritt ferner in den Dienst der Legende, der religiösen sowohl als der weltlichen. Ich erinnere hier nur an die „weiße Burgfrau", die in manchen Schlössern ihren Spuk treibt, als „Himmelsköniginnen" (Helena, Maria, Machbed). Und schließlich tritt der Mythus wieder ein in die Kinderstube, welcher er entstammt. Nach langer Wanderung erscheint er dort als Märchen. Schneewittchen, das schlafende Dornröschen, an keine Zeit und keinen Ort gebunden, die gerngesehenen Gäste aller Kinderstuben, auch sie wurden einst der Sonne abgelesen, und senken vielleicht deshalb so reichen Sonnenglanz ins junge, unverderbte Herz der Kleinen.

Dies also des Wesen des Mythos. Er ist weder Erfindung noch das Produkt philosophischer Spekulation. Unbewußt entquillt er dem Herzen in der Kindheit des Einzelnen, wie in der des ganzen Geschlechtes. Der Religion baut er die Vorhalle, wer ins Heiligtum treten will, er muß jene durchschreiten. Und das eine ist sicher, schon in diese Vorhalle strahlt das Licht jener nie verlöschenden Leuchte, die dem Menschen auf seinem dornenvollen Lebenspfade leuchtet zum Kampfe — aber auch zum Siege!

Zur Erklärung des Kaddischgebetes der Leidtragenden.

Von Dr. D. Leimdörfer, Prediger zu Hamburg.

Zu den verschiedenen Abhandlungen, die in neuester Zeit über den Zusammenhang des traditionellen Kaddischgebetes mit der Pietät gegenüber den Verstorbenen in den israel. Zeitschriften erschienen sind, sei auch der folgenden Raum gegeben.

Vor allem ist zu beachten, daß dieses Gebet mit seinem viermaligen Aufruf: „Und sprechet Amen — weimru amen —" einen Vorbeter und eine nachbetende Versammlung voraussetzt, und so die Heiligung Gottes in der frommen Gemeinde — Kiddusch ha Schem barabbim — worauf schon die Einleitung: „Es werde verherrlicht und geheiligt der Name des Höchsten" hinzielt, bezweckt.

Viermal nimmt der Vorbetende das Wort zu: 1. Jitgadal, 2. Jitbarach, 3. Jehé schlama, 4. Ose schalom; während die Gemeinde fünfmal die Lippen öffnet, nämlich viermal um mit ihrem „Amen" der Aufforderung des Vorbeters nachzukommen und einmal zu der thatsächlichen selbstständigen Huldigung, gleichsam zur Erfüllung des Wunsches oder besser der Pflicht der in Rede stehenden Heiligung mit den Worten nach dem ersten Amen: jehe schemé rabba meborach leolam ulolme olmaja. Es sei so, es werde der Name des Höchsten gebenedeiet in der Welt und aller Welten Welten."

In der That führt der stete Preis Gottes überall und allemal d. h. „in allen Welten" zur Erfüllung des „Jitgadal wejitkaddasch, und wie könnte die Krönung oder richtiger — wejamlich malechuth — das göttliche „Huldigenlassen seiner Regentschaft" auf Erden ihren thatsächlichen Ausdruck finden, wenn nicht im Benedeien des göttlichen Namens! Es ist daher folgerichtig, wenn der Vorbeter den Aufforderungen zu „Giddul und Kiddusch, zur Vergrößerung und zur Heiligung" nun folgen läßt: Jitbarach „Er werde gepriesen". Um aber das im ersten Absatz berührte „bechajéchon ubejoméchon ubchajé dechol beth Jisrael, d. h. bei eurem Leben, in euren Tagen und beim Leben des ganzen Hauses Israel wahr zu machen, müssen wir, d. i. der Vorbeter und die Gemeinde und das ganze Haus Israel leben und in Frieden leben, denn nicht die Toten preisen Gott, und ohne innern und äußern Frieden ist der Gottespreis in allen Welten in Frage gestellt. Daher dem Wunsche im zweiten Absatz die im dritten und vierten hervorgehobenen Gebete von Leben und Frieden für uns und ganz Israel folgen.

Wie aber wird diese Gottesheiligung ein Quell des Trostes für die Trauernden? — Anscheinend fehlt — wenn man von dem Worte „wenechemata — und Tröstungen absieht, — Rappoport und Zunz nennen die Agadavorträge im Trauer-

hause Segnungen und Tröstungen „Berachoth wenechamoth“ — jede Beziehung zu den Verstorbenen, und der an sich richtige Hinweis des Kollegen Dr. Biach in der „Oesterreichischen Wochenschrift“ auf Talmud Berachoth 60, wonach wir gegen Gottes Ratschluß nicht murren sollen, oder auf den Gedanken des Prof. Lazarus in seinen „idealen Fragen“: „Aus dem Tode sogar entsteht Leben für die sittliche Kraft“ und der Schmerz wird der Schöpfer geistiger Neubelebung, mag ja als homiletische Deutung vortrefflich sein, desgleichen die ausgezeichnete aber immerhin mehr induktive Erläuterung meines unsterblichen Lehrers und Freundes Jellinek sichrono liveracha. Aus dem Wortlaut des Kaddischgebets scheint eine Relation zu den Toten nicht hervorzugehen. Auf diese Weise ist denn auch erklärlich, daß z. B. im Hamburger Tempelritus der erste Absatz komplettiert worden mit einem Stück aus „Kaddisch deitchadeta“. (Siehe Nachmanides in Thorath haadam S. 3) und in der Mitte mit einem Stück aus dem Portugiesensiddur, das da lautet: „Für Israel, für die Gerechten sowie für jeden, der aus dieser Welt geschieden, nach dem Willen Gottes beten wir, daß sie reichen Frieden und wohligen Seelenanteil an der künftigen Welt haben, Gnade und Erbarmen erlangen von dem Herrn des Himmels und der Erde, und sprechet Amen!“ (Vergl. auch die Andachtsbücher beim Kapitel der Seelengedächtnisfeier.)

Die hohe Bedeutung des Kaddischgebetes, welches nach Beendigung der agadischen Vorträge seit dem rabb. Altertum verrichtet wird, und mit dessen Verrichtung schon der Talmud (Taanith) das Fortleben der Verstorbenen oder besser die Förderung ihres Seelenheils mit den Worten — „ma saró bachajim af hu bechajim, wer Kinder zurückläßt, die Gott heiligen, ist nicht tot, sondern lebt fort“ — in Verbindung bringt, wird, in der Geschichte unsere Liturgie allgemein auf jene mystische Erzählung von Rabbi Akiba gegründet, welcher in einer nächtlichen Vision den Auftrag erhalten haben soll, ein Waisenkind mit der Kenntnis des Kaddisch zu betrauen, damit dessen verstorbener Vater die Seligkeit erlange. Diese Sage findet sich im Traktat Kalla und im Tana debe Elia. (Vgl. Aboab, Menorath hamaor 1. Abschn. 1.) Allein, wenn auch der Mutterschoß dieser so tief in das religiöse Bewußtsein eingedrungenen Beziehung eines ursprünglich allgemeinen Gemeindegebets der Gottesheiligung zum Seelenheile der Hingeschiedenen mystisch, sagenhaft und dunkel ist, so muß doch diesem nach dem Talmud schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert vielfach gekannte und angeführte im aramäischen Volksidiom zum Vortrag gelangten Gebiete (Siehe Sabb. 119. Sota 49. vergl. Zunz G. V. S. 385 II. Aufl.) doch etliche Züge imprägniert sein, welche, wenn nicht direkt auf den Zusammenhang der Lebenden mit den Toten, so doch auf Transzendentales schließen lassen, auf etwas, was Trauerhaus und Leidtragende seelisch beschäftigt. Ich vermute, daß in jeden der 5 Teile des Kaddisch Anklänge an dieses Tranzendentale vorhanden sind.

1. „Verherrlicht und geheiligt werde Gottes Name in der Welt, die er nach Seinem Willen geschaffen“ bringt zweifelsohne dem düstern, angesichts des Todes und der Trauer besonders genährten Pessimismus — neben dem Gedanken der menschlichen Unzulänglichkeit gegen den göttlichen Willen auch die Idee: „Was Gott thut ist wohlgethan“ näher. Mag auch diese Welt im Schatten erfahrenen Leids nicht nach deinem Willen sein, bedenke, daß ein höherer Wille im Universum waltet, von dem das „Schaffen“ und Insdaseintreten überhaupt abhängt. So wie das Schaffen und Vorhandensein dieser Welt als ein dir gewiß genehmer Ausfluß dieses höheren Willens erscheint, also scheuchen auch Werden und Vergeben, Sein und Nichtsein die Merkmale dieser irdischen Welt — nach des gütigen Schöpfers Willen so geschaffen — die demütige Ergebung in diesen Willen nicht aus deiner Seele.

Bedenke hierbei auch, daß der Israelit in dieser Welt an ein Gottesreich, das kommen wird, glaubt. „Wejamlich malchûthê“ er, der allwaltende Gott, wird seiner Verheißung gemäß aus dem dir vielleicht düster erscheinenden Jammerthal dieser Welt ein Messiasreich machen, von dem dir der Begriff — bila hamaweth lanezach — der einstigen Vernichtung des Todes vorschwebt.

„Dieses Gottesreich mag in Bälde, in nächster Zeit schon kommen — bei eurem Leben, in euren Tagen und in denen des ganzen Hauses Israel.“ Das will unzweifelhaft die Gegenwart mit der Hoffnung auf Leben erfüllen, ihre Blicke vom Tode ablenken, im Hinblick auf die verheißene Zukunft den Schmerz über das Vergangene lindern. „bechajéchon — Ihr sollt leben!“ Die Toten können Gott nicht preisen, wohl aber die Lebenden; jene können das Gottesreich nicht herbeiführen; wohl aber diese. — Die Ergebung in den Willen des gütigen Schöpfers, der Lebensgedanke, die Hoffnung auf ein den Tod überwindendes Gottesreich, sollten diese Momente nicht über Grabesnacht und Todesschauer tröstende Lichtblicke eröffnen?

2. „Leolam ulolme olmaja“, das heißt hebräisch: Leolam uleolme olamim, in Ewigkeit und in den Welten der Welten. Hier im 2. Teile der großen Responsorie anerkennt die Gesamtheit zweifellos den Glauben, daß nicht wie in dieser Welt, die Gott nach seinem Willen schuf, sondern in allen Welten, ob „bei unserem Leben und in unsern Tagen“ oder auch nicht, also im Leben und Tod, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in der sichtbaren oder unsichtbaren Welt Gottes Name gebenedeiet werde. In diesem Bekenntnis, das sich nicht mit einem „leolam“ begnügt, sondern mit „mehreren Welten“ befaßt, könnte da das schmerzerklärende Denken an die zukünftige Welt, olam haba, der Glauben an die Ewigkeit und an eine Welt außer der irdischen zweifelhaft sein?

3. Es folgt der überschwänglich mit Pleonasmen des Lobens und Verherrlichens eingeleitete dritte Teil, in welchem die Einzelstimme des Vorbetenden ein Plus der Huldigung zu dem der Gesamtheit fügt, wobei es heißt: „lèela min kol birechata weschirata. tûschbechata wenechmata daamiran beolma“ „erhaben, weit hinaus über alle Segenssprüche, Gesänge, Loblieder und Tröstungen, die in der Welt gesprochen werden, d. h. höher, viel höher als es das Lob der Erdenbewohner vermöchte, werde die Benedeiung des Allerhöchsten. Das will doch wohl den Geist auf eine Welt lenken, die zugleich erhabener, weil Gott näher stehender, als diese Welt, Gottes Größe kündet! Die Bendeiungen der Erde oder der irdischen Welt — deamiron beolma — genügen nicht, ein Aufstieg zu überirdischen Regionen ist erforderlich, um Gottes ganze Größe zu erfassen. Auch die „Nechmata“ Tröstungen, die der Erde erwachsen aus dem irdischen Gotteslobe, oder die Trostverheißungen, die die Irdischen im Namen Gottes spenden, sie sind lange nicht in der Weise, in der sie genügend

in dieser Welt, gesprochen werden, ausreichend. Deshalb erhebet euch über sie!

4. Von der Erhebung zu Gott gelangt der Beter zu einem Flehen um Frieden und Leben für die Gesamtheit, die gegenwärtige und abwesende. „Jehe schlama rabba min schemaja, wechajim" Es werde höchster Friede vom Himmel und Leben uns u. s. w." Da wird im vierten Teile vor allem das Auge des Beters und Hörers gen Himmel gerichtet, denn nicht die Erde bietet die unschätzbarsten Güter Leben und Frieden, sondern der Himmel.

Der Beter aber nennt hier Dinge, die wohl niemandem willkommener sein können, als dem, dessen Brust von peinigenden Gefühlen der Unruhe, innerer Unrat, grauenvoller Erregtheit durchwühlt sein muß angesichts der Klage und Trauer um den teuern Verblichenen. Der Tote findet seinen Frieden, der um ihn weint bedarf des Friedens, und wie wenige hienieden vermögen ihn zu spenden! Der Heimgegangene hat ausgelebt, der ihn bejammert kann sich oft nur schwer von ihm trennen, dem Leben und den Pflichten völlig zuwenden.

Wie gebannt haftet sein Auge an Grab und Grabeshügel und wie zu einem Heiligtum wallfahrtet er leiblich und geistig zu dem grünen Rasen, darin der Geliebte eingebettet worden. Ihm fehlt der Friede, oft gar die Lust weiter zu leben. O, da ist wohl das Gebet am Platze: Es komme der Friede des Höchsten vom Himmel und Leben über uns u. s. w.

5. Endlich spricht der Beter im 5. Teil wieder von Frieden, schalom, als ob es der höchste Wunsch wäre, was ja wohl auch in der Situation des Leidtragenden der Fall ist, aber während im 4. Teile „Es werde" steht, heißt es hier: Der Frieden stiftet in seinen Höhen, er stifte Frieden über uns und ganz Israel." Hier wird mit Nachdruck aufgefordert die Augen von der Tiefe zur Höhe emporzuheben, wo das Werk göttlichen Friedens sichtbar ist wie etwa am hellen Sternenhimmel droben, oder wo man den Quell der über alle Welt ausgegossenen Harmonie denkt. Hier wird nicht von unbestimmtem Werden des Friedens geredet, sondern von dem bestimmten Thun und Bewirken desselben durch den Allerhöchsten. Wie packt ein solcher Gedanke am wirksamsten dort, wo man sich etwa Trost verspricht von abstrakten Begriffen wie die Zeit. O nicht die Zeit heilt die Wunden, sondern Gott, nicht von der Tiefe hängt die Seelenruhe, die Seligkeit oder der Friede ab, sondern von dem, der ihn schafft und spendet. Es ist also ein zuversichtlicher Trost, der aus den Schlußworten des Kaddisch quillt, zuversichtlich, indem der „bewährte Friedensstifter in den Höhen" angebetet wird in der Zeit, wo die Andacht den Geist von Grab und Tiefe ablenken, zu Himmel und Höhe emporheben will, aber auch von der Unzulänglichkeit irdischer Kräfte zu der des Höchsten, den Frieden bewirkenden Allmacht der gütigen Vorsehung.

Die in den letzten Absätzen stehenden Worte „al kol Israel", die die Solidarität der anwesenden und auch abwesenden Glieder der isr. Gemeinschaft zum Ausdruck bringen, finden wir, wenn auch in anderer Fassung, in der üblichen Tröstungsformel wieder: „Gott tröste Dich inmitten der andern Trauernden um Zion und Jerusalem" d. h. ganz Israel.

Ad vocem. „Ganz Israel" sei hier die gewiß berechtigte Frage beantwortet: Warum wendet sich in einem trostersehnenden Gebete der trübselige Leidbeladene nicht in schlichter Zwiesprach unmittelbar an Gott, wozu erst die Mittelbarkeit der übrigen Gemeinde, Aufruf und Einstimmung, Anrede und Amen response? Ist nicht lautlose stille Anrufung Gottes entsprechender dem Herzensgram des am liebsten mit seinem Kummer allein seinwollenden Verlassenen oder Verwaisten? Und kann ein Seelenheilgebet nicht auch ohne die Gemeinde und deren Mitwirkung andachtskräftig und wirksam sein? — Nun, wenn dem auch so wäre — die Vernunft, das Gefühl und die Erfahrung lehren, daß es kaum Momente giebt, in denen die Teilnahme gleichgesinnter wohlthuender ist als eben in dem besagten Falle. Nein, du verlassene Waise in Israel, du bist nicht allein in deinem Schmerze, es teilt ihn jeder, der den gleichen Gott bekennt; es läßt dich die Gemeinschaft der Religion nicht allein; rufe nach ihr in der Vereinsamung, sie kommt, trägt mit dir, fühlt und weint und betet mit dir, und spricht zu deiner seelischen Aufrichtung an den Idealen der Gottheiligung und des Glaubens an Gottesreich und Ewigkeit verbunden mit dir ihr Amen. Einsam bist du nicht allein, eine heilige Familie, die Glaubensgemeinde hält in inniger Beziehung zu deinen Interessen und denen deines Herzens zu deiner sichtlichen Tröstung verbunden mit dir die Andacht, die aus der Thränensaat eine Heilsernte dir beut. (Siehe die Rednertröstungen in Moed Katan 24, Megilla 23.) Daher die Verbindung des einzelnen mit der Gemeinde, daher Aufruf und Responſe, daher die Worte „Ganz Israel."

In der That giebt es im Gebete überhaupt und in der Trostsuche bei Gott insbesondere kaum etwas, was das religiöse Bewußtsein mehr kräftigt, die Friedenssehnsucht eher befriedigt und den Lebensmut intensiver stählt, als neben den vielen geistig erhebenden Momenten das Bewußtsein: man stehe nicht allein, man habe Teilnehmer, die dasselbe empfinden, dasselbe wünschen und hoffen, als der Gedanke der Liebe, Verbindung, Zusammengehörigkeit aller, die sich eins fühlen in dem Bekenntnis und der Heiligung Gottes und daher für einander bitten und beten, wie sie einander eben euch aufrufen mit den Schlußworten: „Und sprechet darauf Amen, wéimru Amen!"

Feuilleton.

Entgleist!

Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.

(Fortsetzung).

Bei dieser Erinnerung schauderte sie zurück. „Oh, dieses Cheder", seufzte sie, und die Bäume begleiteten diesen Ausruf mit einem stärkeren Säuseln. Aber eines Tages — es war dies der freudigste Tag ihres Lebens — sagte der Vater zum neunjährigen Mädchen: „Höre, Klärchen, wie ich sehe, wird aus Dir keine Rabbinerin werden. Ich habe in Lemberg einen Bruder, er ist ein reicher Kaufmann, Du wirst zu ihm fahren und dort die Schule besuchen. Für Dich werde ich nichts sparen, — bist Du doch mein einziges Kind."

Damals umfaßte sie ihn herzlich mit ihren Aermchen. Wie gut war da der Vater! Es that ihr zwar leid das Dorf, den „Diak", Kathi und die übrigen Freundinnen zu verlassen;

aber Lemberg verdunkelte alles mit seinem Glanze. Um die mürrische, strenge Mutter war es ihr nicht so sehr leid, und so kam sie nach Lemberg. Der Oheim hatte gleichfalls ein Mädchen, Paulinchen, diese war ihre Spiel- und Studiengefährtin. Der Onkel saß in einem schönen, großen Laden, verkaufte Seidenstoffe, Tuche und Leinwand, ebenso die Tante. Der Onkel kam des Abends nach Hause, streichelte Paulinchen und manchmal auch Klara, und die Tante liebte beide gleich sehr, kleidete sie ganz gleich und schickte sie nicht in die Schule, sondern ins Konvikt der Frau Poniedrialkowska. Hier war eine ganz andere Lebensweise. In der Schule wurde alles unterrichtet. Klara lernte viele Regeln, viele geographische Benennungen, viele Namen und historische Daten auswendig; aber bei alledem wußte sie sehr wenig. Schon im vierzehnten Jahre, als sie mit Paulinchen das Pensionat beendigte, sagten alle, daß sie sehr gescheit, sehr unterrichtet sei; ihr aber fehlte die Bildung. Sie verstand es nicht, ihre Gedanken und das erworbene Wissen in ihrem Kopfe zu ordnen, sich eine gewisse Weltanschauung zu bilden, denn darin wurde sie nicht unterwiesen. Ihr Gedächtnis wurde mit Abstraktionen und Dingen überbürdet, welche nach einem Jahre wieder verflogen; man gab ihr aber keinen Führer fürs reale Leben, keinen Prüfstein seiner Verhältnisse, Bedürfnisse und Anforderungen. Man lernte zwar, aber einseitig. Man überhäufte den Kopf mit vielen Theorien, welche, von dem immer grünen Lebensbaume berührt, wie der Tau von der Sonne zerstoben. Sich weiter in dieser Richtung entwickelnd, verfiel sie in immer größere Gegensätze mit sich und mit dem Leben.

In den Büchern las sie, daß die Menschen so gut, ehrenhaft und rechtschaffen seien, und zu Hause sah sie, daß die Tante, welche einem Verein der Barmherzigkeit angehörte, Arme nicht hereinließ. „Madame" wiederholte fortwährend, daß des Menschen Glück nicht auf dieser Erde, sondern im Himmel sei, daß Reichtum und irdische Genüsse nur Täuschungen seien, um welche sich zu kümmern es sich nicht verlohne, und im Hause des Onkels sprach man nur vom Handel, vom Geschäft, von Rechnungen. In allen Büchern wurde wiederholt, daß alles von Gott, dem Schöpfer der Welt, der die Güte und Barmherzigkeit sei, komme, wofür man ihn auch lieben und verehren müsse, und zu Hause hörte man nichts davon.

Wenn sie so um sich schaute, konnte sie sich nicht erklären, warum unter den Menschen soviel Elend und Schmerzen trotz des wachenden Auges der Vorsehung vorkommen. Einige Tage in der Woche waren immer schulfrei. Madame sagte, daß der Sonntag Feiertag sei, der Ruhe und dem Gebete gewidmet. Dann putzten sich alle Kolleginnen schön heraus, gingen in prachtvolle, majestätische Tempel, sie aber hatte keine Feiertage. Ihr Onkel feierte nicht Sabbat. Die freien Tage brachte er mit seiner Gattin außerhalb des Hauses bei irgend einer Unterhaltung zu, oder man empfing solche Gäste, deren Gesellschaft ihr nicht behagte.

Während Paulinchen heranwuchs und selbstthätig über Toilette und über einen schönen Studenten des ersten Stockes nachzudenken begann, ward Klara täglich mehr in sich verschlossen. Ihr Gesichtskreis wurde von immer schwärzeren Wolken umzogen. Sie las viel aus der Bibliothek der Frau Poniedzialkowska. Es waren dies lauter ausgewählte Werke, die größten Sprachmuster der Nation aus der romantischen Epoche. Sie vertiefte sich darin gierig und andächtig. Sie ergötzte sich an den großartigen Bildern, schwungvollen Worten, erhabenen Gedanken, die sie in den Musterwerken der nationalen Litteratur so reichlich fand. Sie dachte und fühlte polnisch und verstand es nicht, wie es anders sein könnte. Desto mehr mußte es sie befremden, daß Onkel und Tante Gästen gegenüber sich der deutschen Sprache und unter einander gar des widerwärtigen Jargons bedienten. Es schmerzte sie, daß ihre Kolleginnen so glücklich waren, in einer Welt der Ideale zu leben, während sie diese Gefühle nur aus Erzählungen und Büchern kannte. Die Kluft zwischen ihr und der Welt wurde täglich tiefer, auf ihrem Lebenswege türmten sich immer spitzere Stacheln auf. Sie wurde traurig, ihre innere ideale und religiöse Stimmung wurde immer intensiver und artete in Exaltation aus. Das junge Herz sehnte sich darnach, jemand zu lieben, an etwas zu glauben. Der Vater war weit, Onkel und Tante waren gleichgiltige, kalte Leute und rings umgab sie eine ordinäre Prosa. Klara wäre bereit gewesen, für einen großen Gedanken, für eine heilige Idee, selbst den Scheiterhaufen zu besteigen, wie jene Helden, von denen sie so viel gelesen hatte. Aber was half's, in ihrer Umgebung war Spekulation und Kalkulation der Hauptgedanke, und das Ideal: — ein rechtschaffenes, bequemes Leben. Das aber genügte nicht dem edlen Schwunge ihres Geistes. Eine Antwort auf all die Rätsel und Fragen, welche ihr Herz zerfleischten, fand sie endlich in dem Worte „Jüdin", welches ihr eine erboste Kollegin ins Gesicht schleuderte. Also das „Judentum" ist der Fluch, die Quelle des Unglückes! Klara kannte es nur einseitig. Sie fühlte nicht, was sich auf der Rückseite der Medaille befinden könne. Bei ihr war die jüdische Religion im väterliche Wirtshause, im übelriechenden Cheder und im schmutzigen Gebetbuche des „Belfers" verkörpert. Judentum war ihr jeder Mangel an Idealismus, das überschwänglich Praktische, die „tierische" Gottlosigkeit und der Jargon ihrer Anverwandten. Die Ethik, Geschichte und Litteratur der Juden waren ihr unbekannt und sie wußte nicht, daß sie überhaupt existierten. Bekam man doch im Konvikte selbst über die Geschichte und das geistige Leben der Hottentotten etwas zu hören, — von den Juden der Gegenwart aber nichts. Das sind nur Kaufleute, Tröbler, schmutzige und nichtswürdige Leute. Niederträchtigkeit, Verbrechen, selbst das Schlachten christlicher Kinder — bildeten einen integrierenden Teil des Judentums. Hatte sie doch das in einigen Büchern, deren Inhalt sie nicht kontrolieren konnte, gelesen und — glaubte es! Von Haß und Abscheu gegen das Judentum, mit welchem sie ein gemeinsames Los wie den Zweig mit dem Baumstamme verband, erfüllt, fühlte sie sich niedriger und unglücklicher, als das ärmste nichtjüdische Mädchen. Fortwährend machte sie Gott Vorwürfe, daß er sie als Jüdin, d. h. als das elendeste Geschöpf unter der Sonne erschaffen habe. Selbst ihr Name war oft die Ursache von Kränkungen und Demütigung. „Zwiebel". Wie ungeheuerlich das klingt, wie verspürte man da das Judentum!

Dieser Gram und Kummer wirkten schädlich auf ihre Gesundheit. Josef, davon verständigt, kam nach Lemberg und stolz und glücklich ob der Schönheit und Gelehrsamkeit seiner Tochter, nahm er sie mit nach Hause, wo sie sich jenes reizende Kabinett, einen „goldenen Käfig" einrichtete. Auf dem Lande beobachtete sie aus nächster Nähe das praktische Leben der Juden, welches sie noch mehr verletzte und unglücklich machte. Sie sah ihre Glaubensgenossen wegen ein paar „elender" Kreuzer sich mit den Bauern herumzanken

und fortwährend von solchen Geschäften in Anspruch genommen, die ihren aus dem Konvikte mitgebrachten Idealismus verletzten.

Die Mutter verlangte, daß sie täglich unverständliche Ausdrücke wiederhole, welche ihre innige religiöse Hingebung aussprechen sollten. Die übrigen Juden waren so garstig, ungebildet, und selbst die Eltern! . . Das konnte sie nicht länger ertragen. Ach, wenn man sich doch aus dieser Umgebung losreißen könnte!

Um diese Zeit kam Sophie, die Tochter des Pfarrers, dessen Frau gestorben war, ins Dorf. Klara besuchte oft die Freundin und wurde auch mit dem Geistlichen bekannt. Dieser erkannte bald ihren Charakter und Seelenzustand, und als eifriger Priester, bemühte er sich um ihre Bekehrung. Er disputierte mit ihr über die Juden und gab ihr solche Bücher, in welchen dieselben übereinstimmend im schlechtesten Lichte dargestellt waren. Und so wußte das siebzehnjährige, in einen Wirbel geschleuderte Mädchen nicht, was anzufangen . .

Jetzt sitzt sie auf der Bank düster und nachsinnend mit nebelumflossenem Blick, mit gramerfülltem Herzen. Ihren Kopf bestürmen tausend wirre, widersprechende Gedanken und Bilder, sich gegenseitig die Wagschale haltend. Oh, wenn jemand ihren wirren Kopf mit einem Funken Licht erhellen möchte, auf daß sie sich überzeuge, auf wessen Seite das Recht, wer die Wahrheit vertrete, der Geistliche, oder das ihr in unbestimmter verzerrter Gestalt vorschwebende Judentum? Sie sehnte sich nach Liebe und Glauben und streckte ihre Hände aus, nach Wahrheit schmachtend. Der Geistliche und seine Tochter reden ihr zu, die Fesseln der Knechtschaft abzuschütteln . . und da herrscht ringsum Grabesstille. Die Natur begiebt sich zur Ruhe, eines laues Lüftchen Säuseln liebkost alle Schöpfungen der Natur und allenthalben herrscht Friede und Stille.

Da läßt sich plötzlich vom nahen Kirchentürmlein das durchdringende Geschrei der Eule vernehmen. Klara sprang von ihrem Sitze empor und ein Schauer machte ihren Körper erbeben. „Licht, mehr Licht!“ flüsterte sie mit flehender Stimme; ringum war's öde und leer. — „Ha, vielleicht finde ich in dem soeben vom Geistlichen erhaltenen Werke Merunowicz „Die Juden“ Aufschluß.“ — Zum zweiten Male erschütterte das wüste Geschrei der Eule die nächtliche Stille. Klara eilte nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Zweierlei Maß.

In reicher Morgentoilette sitzt sie auf dem Divan des Empfangszimmers und erteilt der Kammerzofe die Befehle für den Tag. Ein Diener tritt ein und meldet: „Herr Lehrer Magnus!“ Da sie den Mann nicht kennt, befiehlt sie, ihn vorzulassen. Sie erhebt sich von ihrem Sitze, der Gemeldete tritt ein und stellt sich als Lehrer des israelitischen Gemeinde vor. Das Gesicht der Dame nimmt eine unangenehme Falte an und sie giebt der Zofe ein Zeichen, daß sie sich entfernen solle. Sie hat sich längst wieder in die Kissen des Divans zurückfallen lassen und hebt in stolzer Haltung an: „Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Sie sind, geehrte Frau, als eine Förderin der Litteratur und Künste in der ganzen Stadt bekannt, und daher erlaube ich mir, Sie um Teilnahme an einer zu begründenden jüdischen Gemeindebibliothek verbunden mit Journalzirkel zu ersuchen . . .“

„Ich bitte, mein Herr, von jüdischen Schriften kann ich durchaus keinen Gebrauch machen; geben Sie sich also keine Mühe. Ich erinnere mich noch dergleichen bei meiner Großmutter gesehen zu haben; ich konnte sie damals schon nicht lesen, was soll ich also jetzt damit?“

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie über einen kleinen Irrtum aufklären muß. Die anzuschaffenden Schriften und Zeitungen sind in bester deutscher Sprache geschrieben und eben so unterrichtend wie geschmackvoll —“

„O, ich bitte Sie, was kann wohl Geschmackvolles an jüdischen Sachen sein, und worüber könnten Sie mich unterrichten, verschonen Sie mich damit. Da hatte so schon in diesen Tagen ein Buchhändler die Unverschämtheit, mir eine Nummer einer jüdischen Zeitung zur Ansicht zuzuschicken. Das fehlte noch, daß meine Domestiken mir wöchentlich mit höhnischem Lächeln so ein Judenblatt überreichten — oder soll ich etwa solch ein Blatt dort auf meinen Büchertisch legen —“ und sie wies auf ihren mit reichen Albums und vergoldeten Büchern belasteten Tisch — „daß jedermann, den ich empfange, sogleich erkennt, daß wir Juden sind, während wir dies in jeder Weise zu vermeiden wünschen. Also, mein Herr, nichts davon.“

Der Lehrer, ein sehr netter junger Mann von gebildetem Aeußern, hatte sich längst erhoben, und, die Röte des Zornes im Angesicht, sprach er: „Wenn dies zu vermeiden nur so in der Macht der Menschen stünde, während die Natur zwei unvertilgbare Kennzeichen auf das Antlitz und in das Organ der Söhne und Töchter Israels eingegraben hat . . .“

Jetzt war das Erzürnen auf der Seite der Dame, die rasch aufsprang und von jüdischer Zudringlichkeit und Unverschämtheit sprechen wollte, aber der junge Mann war ihr zuvorgekommen und hatte mit einer Verbeugung schnell das Zimmer verlassen.

* * *

Die empörte Dame brauchte lange Zeit, um sich zu beruhigen, aber schon wieder erschien der Diener, und meldete: „Herr Pastor Giesebrecht!“ „Er ist willkommen“, rief die Dame und eilte dem Ankömmling bis zur Thüre des Salons entgegen. Sie führte ihn mit vielen Worten des Dankes für die Ehre seines Besuches zum Sopha, und bat ihn, sich neben ihr niederzulassen. Nach mehrfacher Bekomplimentierung kam der Herr Pastor zur Ursache seines Besuches. „Unter dem sichtbaren Beistande Gottes“, sagte er, „ist es uns gelungen, eine Missionsstation zur Bekehrung der Heiden auf der Küste von Guinea zu gründen, und unsere Berichte sprechen sich außerordentlich günstig über die Verbreitung des Heils unter den Negern aus. Um so mehr müssen wir alles aufbieten, um die Mittel für den Unterhalt des Dieners des Wortes und für Bekleidung und Unterricht der armen Heidenkinder zu erlangen. Ich habe mich daher aufgemacht, um an alle mildthätigen Herzen unserer Stadt, namentlich die Damen, die an der Spitze der hiesigen Gesellschaft stehen, zu appellieren und ihre Unterstützung zu dem großen segensreichen Werke anzusprechen.“

„Herr Pastor“, antwortete die Dame, offenbar sehr geschmeichelt, „ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie auch mich an dem Segen dieses guten Werkes teilnehmen lassen wollen. Wir müssen das Herz für das Unglück und die Leiden aller Mitmenschen offen haben, und ich lege gern eine Summe zu dem gedachten Zwecke in Ihre Hand.“

Sie erhob sich bei diesen Worten, ging zu einer Schatulle, nahm eine gewichtige Rolle heraus und übergab sie mit feiner Geberde dem Herrn Pastor, der sie mit gleicher Grazie in die Tasche fallen ließ, indem er bemerkte: „Ich wußte, daß ich mich nicht vergebens an Ihr edles Herz wenden würde, das so warm auch für die entferntesten Menschenbrüder schlägt.“

„O, mein Herr, das ist ja das wenigste, was wir für die Verbreitung des Guten thun können. Ich bin gern bereit, die Gabe öfters zu wiederholen, und falls Sie zur Anschaffung und Verarbeitung der Kleidungsstücke für die armen Negerkinder einen Vorstand aus hiesigen Damen etwa bilden, so würde ich mich demselben anschließen.“

Der Herr Pastor lächelte und erwiderte: „Das ist schade; dieser Vorstand hat sich schon gebildet und besteht aus der Frau Oberpräsidentin und mehreren Damen aus dem höchsten Kreise. Eine weitere Ausdehnung werden diese nicht genehmigen.“

Auf diese Antwort schwieg die Frau Berger und der Herr Pastor empfahl sich. —

* * *

Trotz der guten That, die unsere Dame eben vollführt hatte, war sie in sehr ungünstiger Laune, als ihr Gatte eintrat. Er bemerkte dies alsbald, ohne daß sie auf seine Fragen es ihm eingestehen wollte, und sie schnitt ihm daher alles weitere mit der etwas barschen Einrede ab: „Weshalb bist Du denn gekommen?“

„Ruhig, ruhig, mein Täubchen,“ erwiderte der Eheherr. „Ich bin nur gekommen, Dich zu fragen, ob Du zu dem Souper und Ball, die wir übermorgen Abend geben, noch etwas zu arrangieren hast. Ich stelle mich Dir ganz zur Verfügung.“

„Da hätte ich etwas rechtes; Du weißt, daß ich solche Dinge selbst und ganz allein besorge, und Deine Dazwischenkunft könnte die Sachen nur verwirren. Auch ist alles schon auf's beste, eleganteste und reichste eingeleitet. Man soll gestehen, daß man in unserer Stadt dergleichen noch nicht gesehen habe. Doch Deine Frage ist zu überflüssig, als daß Du nicht noch etwas anderes im Hintergrunde haben solltest. Also heraus damit!“

„Nun ja. Wer kann vor Dir etwas verbergen! Ich habe eine große Bitte an Dich und lege auf deren Erfüllung viel Gewicht.“

„Herr Gott, was für Vorreden. Sag' doch nur, womit Du mich bedrohst; denn etwas gleichgültiges kann diese feierliche Anrede nicht betreffen.“

„Ei was, es ist nur eine Kleinigkeit. Es sind heute zwei Geschäftsfreunde, die Herren Meyer und Hirsch aus B. und S. hier eingetroffen, und ich wünsche, da mir sehr viel daran gelegen ist, diese bedeutenden Banquiers mir verbindlich zu machen, sie zu unsrem Souper einzuladen.“

„Was?“ rief die Dame entsetzt, „sind — das — nicht — Juden?“

„Allerdings, aber sehr gebildete und höchst anständige Männer, die in B. und S. in die feinsten Zirkel kommen, Du hast Dich ihrer wahrlich nicht zu schämen.“

„Und kennst Du nicht meinen Grundsatz, keinen Juden zu meinen Fêten zuzulassen? Darauf beharre ich unbedingt. Lasse ich erst solche, wenn auch fremde, zu, so wirst Du mir bald mit hiesigen kommen. Soll ich etwa der Frau v. B. und der Geheimrätin L. vorstellen: Herr Meyer, Herr Hirsch, Herr Schmuel, Herr Itzig — daß sie hinterdrein sich über den Judenball moquieren, nein, lieber unterlaß ich die ganze Fête und schließe mich fortan in mein Zimmer ein . . .“

„Aber es giebt doch keine Regel ohne Ausnahme. Du hast doch Deinen Grundsatz stets auf's genaueste beobachtet, und so kann so etwas einmal mit unterlaufen. Wenn die Herren erfahren, daß ich während ihrer Anwesenheit eine Festlichkeit gegeben und sie nicht eingeladen habe, werden sie dies als eine schwere Beleidigung ansehen, und jede Verbindung mit mir abbrechen, was uns großen Schaden bringen würde.“

„Lieber den größten Schaden, als mich verhöhnen lassen. Ich verzichte gern, wenn ich einmal nach B. und S. kommen sollte, von den Herren Meyer und Hirsch eingeladen zu werden. Uebrigens weißt Du, daß Geschäft und Gesellschaft zwei ganz getrennte Dinge sind. Also, es thut mir leid, lieber Theodor, Dir nicht zu willfahren, aber es geht nicht, ich thue es nicht . . .“

* * *

Wir können dem Leser über den Ausfall des Soupers und Balles der Frau Berger, die gern sich und ihrem Mann von ihrer eigenen Fête ausgeschlossen hätte, um nur keine Juden anwesend zu haben, nichts berichten, da wir selbst nicht gegenwärtig sein durften, können also auch nicht sagen, ob er wirklich einzig in seiner Art gewesen. Aber das haben wir ihm mitzuteilen, daß ein Jahr später das Haus Berger sich insolvent erklären mußte. Herr Berger war schon seit Jahren sich bewußt, daß es schlecht mit ihm stehe; aber er hatte den Mut nicht gehabt, seine Bilanzen einzusehen und rechtzeitig ein Arrangement zu treffen, noch seiner Frau einen Wink zu geben und den unverhältnismäßigen Aufwand seines Hauses zu beschränken. Der Bruch des Bankhauses war daher um so totaler. Einen Tag nach der Bankerotterklärung waren alle die Geheimräte und Geheimrätinnen, alle die Herren und Frauen v. B., L., X., Y. und Z. aus dem Hause des Herrn und der Frau Berger verschwunden, die Domestiken entfernten sich, nachdem sie stillschweigend sich an mancherlei Sachen für ihre Dienste bezahlt gemacht, auch der Herr Pastor Giesebrecht erschien nicht wieder, und alles war verödet und einsam in dem Hause, das nur von stürmischen Gläubigern noch heimgesucht ward. Anfänglich hielten sich die Juden, die man so ängstlich gemieden hatte, fern, da sie nicht wußten, wie sie aufgenommen würden. Aber die Schadenfreude wurde bald vom Mitleide überwunden, und der eine und der andere alte Bekannte Bergers traten nach und nach bei ihm ein, um ihn zu trösten und ihm ihren Beistand anzubieten. Die Juden des Ortes schossen zusammen, um der Familie während des Prozesses den Unterhalt darzubieten, sowie die Mittel, nach Beendigung der Sache, sich nach einem andern Wohnorte zu begeben. Ob die Frau Berger späterhin sich noch für die Negerkinder interessierte, haben wir nicht in Erfahrung gebracht. *

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* t. **Aus Oesterreich-Ungarn.** Gegen den Antisemitismus in Oesterreich, wie er durch die Christlich-Sozialen und den niederen Klerus betrieben worden ist, scheint Kardinal Schönborn nun doch den Papst zu einer bestimmteren Stellungnahme veranlaßt zu haben. Der „N. Fr. Pr.“ zu-

folge überbringt der Kardinal den Bischöfen den mündlichen Auftrag des Papstes, in der ihnen geeignet erscheinenden Weise eine Mahnung an die Christlich-Sozialen zu richten, damit der Klerus jederzeit, auch in politischen Fragen, unter voller Wahrung der Autorität der Bischöfe und im Einvernehmen mit den kirchlichen Oberen vorgehe und den Ausschreitungen des Antisemitismus entgegentrete. — Das „B. T." läßt sich in ähnlichem Sinne aus Rom telegraphieren. Von einem öffentlichen Schritte oder Dokumente gegen die Christlich-Sozialen sehe der Vatikan angesichts der Wiener Gemeinderatswahlen ab. Dagegen wird privatim eine Pression auf die Führer der Partei ausgeübt werden, um deren Widerstand zu brechen, beziehungsweise um die Christlich-Sozialen zum Einlenken zu bewegen. Falls die Aufforderung des Vatikans zur Unterwerfung der Partei unter die Bischöfe wirkungslos verhallen sollte, so würde der Vatikan die Partei sich selbst überlassen, und die Christlich-Sozialen werden, gerade so wie die deutschen Antisemiten, zu einer rein politischen Partei werden. Uebrigens sei die christlich-soziale Bewegung eigentlich nur auf Wien beschränkt.

— Das Haus der ungarischen Abgeordneten hat sich bis zum 23. d. M. vertagt. Für die Sitzung am 25. d. M. ist beabsichtigt, die Gesetzentwürfe, betreffend die Rezeption der Juden und die freie Religionsübung, auf die Tagesordnung zu setzen.

* r **Die russischen Juden.** Aus Petersburg wird uns geschrieben: Vorläufig besteht nicht die Absicht, das Gesetz abzuschaffen, welches Juden verbietet, innerhalb der 50 Werst-Zone zu wohnen. — Es geht das Gerücht, daß besondere Rekrutierung-Höfe eingerichtet werden sollen, damit eine noch bedeutendere Anwerbung jüdischer Soldaten ermöglicht und gesichert werde. — Die Ausfuhr-Statistik von Nikolajew zeigt, daß während des Jahres 1894 der Betrag des ausgeführten Getreides 87,844,210 Pud erreichte. Jüdische Handelshäuser exportierten 62,684,230 Pud, oder fast drei Viertel der ganzen Quantität. — Nach den neuen Verordnungen, müssen Kandidaten für den Rabbinerposten ebensowohl eine gute allgemeine Bildung als eine vollständige Kenntnis der Gesetze der jüdischen Religion besitzen. Aber die letztgenannte Bedingung kann kaum genau erfüllt werden, seitdem im ganzen Reiche keine hohe Schule ist, wo das jüdische Gesetz völlig studiert werden könnte. — Eins der jüngst gewählten Mitglieder des Chersoner Gemeinderats ist ein Jude, Namens Kanarsch. Seine Wahl wurde jedoch angefochten, und die gesetzgebende Körperschaft hat sie, in Anbetracht der Religon des Gewählten, für ungiltig erklärt. Der Gemeinderat hat jetzt aber die Entscheidung der höheren Instanz angerufen. — Ein Sonderausschuß des Kiewer Stadtrats hat eben beschlossen, daß die Vorstadt Demiewka in Zukunft zu den Ortschaften gehören soll, in welchen Juden nicht wohnen dürfen. Sollte dieser Beschluß zur Ausführung kommen, so würden wieder zahlreiche jüdische Familien vertrieben werden. Die Frage soll in kurzem bei einem besonderen Meeting zur endgiltigen Entscheidung kommen. — Der Stadtrat von Nowo-Orschitza (Gouv. Poltawa) hat den Gouverneur ersucht, zur Bezahlung der Kosten für die Pflasterung der Straßen der Stadt 10,000 Rubl. aus dem jüdischen Verzehrungssteuer-Fonds zu bewilligen. Das Landesgesetz über die jüdische Verzehrungssteuer setzt ausdrücklich fest, daß die Steuer „nur für jüdische Bedürfnisse" Verwendung finden soll. — Dem „Woschod" wird aus dem Nordwest-Bezirk berichtet, daß die östlichen Schulbehörden ein Rundschreiben ergehen ließen, welches den Melamdim verbietet, jüdische Personen in jüdischen Privatschulen zu unterrichten. Der Grund dafür ist, daß den Melamdim, auf Grund der im Jahre 1893 erlassenen, auf sie bezüglichen Gesetze, nur gestattet ist, in ihrer eigenen Chedarim zu unterrichten. Nachdem der Minister des öffentlichen Unterrichts dem Erlasse der erwähnten Schulbehörden seine Bestätigung erteilt hat, wurde bereits in vielen Privatschulen in der Provinz Grodno die Unterweisung jüdischer Schüler gänzlich eingestellt. — Folgendes, sagt der „Woschod", ist das erste Ergebnis des vom neuen Zaren unterzeichneten Ukases: Bei der Eintrittsprüfung, die jüngst an der Handelsschule in Odessa stattfand, waren 7 jüdische und 1 christlicher Kandidat vorhanden. Die ersteren bestanden sämtlich die Prüfung befriedigend, während der Christ nicht die erforderliche Anzahl guter Nummern erhielt. Infolge der neuen Verordnungen wurde nun, da der Christ nicht zugelassen werden konnte, auch kein einziger von den jüdischen Kandidaten zugelassen. So kann es kommen, daß die erste Klasse der Schule eines schönen Tages leer bleibt; nachher kann dasselbe den anderen Klassen passieren, und die ganze Schule müßte auf den möglichen Fall geschlossen werden! — Der „Minski Listok" erhält folgende Mitteilung aus der Provinz Wilna: „Die Zahl der aus Rußland auswandernden Juden verringert sich von Jahr zu Jahr. Der Höhepunkt der Auswanderungs-Bewegung wurde zwischen 1888 und 1892 erreicht; von jener Zeit ab wurde die Auswanderung geringer und geringer, so daß gegenwärtig die Zahl derjenigen, welche nach Rußland zurückkehren, wahrscheinlich die Zahl der Auswanderer übersteigt (?). Die Auswanderer pflegten nach Amerika und nach Afrika zu gehen, aber in beiden Kontinenten zwingt der wahrhaft harte Kampf ums Dasein die Auswanderer, nach Hause zurückzukehren, um ihr Leben fristen zu können. Aber ein Unterhalt ist nicht so leicht gefunden, und die Zahl der jüdischen Armen in unseren großen und kleinen Städten nimmt von Tag zu Tag zu; eine beträchtliche Anzahl jüdischer Familien wäre bereits buchstäblich verhungert, wenn sie nicht durch die bekannte Wohltätigkeit ihrer Glaubensgenossen vor dem Aeußersten bewahrt worden wären.

— Die **russische Regierung** veranstaltet in Nischni-Nowgorod im Jahre 1896 eine Ausstellung, welche alle Zweige der Industrie, des Gewerbes und der Landwirtschaft Rußlands umfassen soll. Die in Odessa seit einem Vierteljahrhundert bestehende jüdische Arbeiterkolonie „Trud" (Arbeit) wurde im vorigen Monate von dem Stadthauptmann von Odessa, Admiral Selenyi, besichtigt. Während der Inspizierung fiel ein kunstvoll geschnitzter Schrank dem Admiral auf, und dies veranlaßte ihn, den in der Kolonie ausgestellten Kunsttischler- und Schlosserarbeiten überhaupt größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Eindruck, den die von ihm besichtigten Gegenstände auf ihn machten, war sehr günstig. Der Admiral lobte den Fleiß und die Kunstfertigkeit der Koloniezöglinge und versprach, das Ackerbau- und Handelsministerium hiervon in Kenntnis zu setzen. Neulich erhielt nun die Verwaltung der Arbeiterkolonie die offizielle Einladung des Ackerbauministeriums zur Teilnahme an der Ausstellung von Nischni-Nowgorod. Diese Thatsache, an und für sich schon erfreulich, gewinnt noch an Bedeutung, wenn man die Ausfälle der russischen Judenfeinde gegen die Arbeiterkolonie in Erwägung zieht. Während jene behaupten,

die Kolonie sei unter aller Kritik, weil die Juden angeblich physischer Arbeit abgeneigt seien, konstatiert eine offizielle russische Persönlichkeit, der man allzu große Sympathien für Juden nicht nachsagen kann, daß die Kolonie sich in blühendem Zustande befindet und daß die von ihren Zöglingen geleisteten Arbeiten überaus anerkennenswert sind. Ebensolche Resultate ergab die Besichtigung der zweiten jüdischen Arbeiterkolonie zu Odessa durch das Stadthaupt Marosli. Auch hier zeigte es sich, daß die Juden als Handwerker die größten Erfolge aufweisen können.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* Man schreibt uns aus **Glogau:** Am 31. v. Mts. fand die öffentliche Prüfung der hiesigen Religionsschule statt, welche zur allgemeinen Befriedigung ausfiel. Am Schlusse der Prüfung hielt Herr Rabbiner Dr. Rippner an die Schüler und an die zahlreich versammelten Mitglieder eine Ansprache, die wir, weil sie ein allgemeines Interesse beansprucht, in ihren wesentlichen Momenten hier in folgendem wiedergeben: Der Redner knüpfte an das Wort des Propheten an: „Heute ist ein Tag froher Verkündigung und wir sollten schweigen?“ Die Obrigkeit habe einen allgemeinen Schulfeiertag für den 80. Geburtstag des Fürsten Bismarck angeordnet, und da die jüdische Religionsschule nichts weiter sein will, als ein Glied der großen allgemeinen Schul-Organisation des Landes, so sei es unsere Pflicht, diesen Geburtstag auch in jüd. Schulen festlich zu begehen. Er hob die Momente hervor, um den Fortschritt klar zu machen, der während der Regierung des Fürsten Bismarck zu Gunsten der Juden sich vollzogen habe. Als der Herr v. Bismarck-Schönhausen das Regiment in Preußen übernahm, da hatten zwar die deutschen Juden ein ebenso lebhaftes, nationales Empfinden wie heute, aber gleichsam wie zur Versöhnung ihres nationalen Gefühls gab es Orte auf deutschem Boden, in denen kein Jude übernachten durfte, gab es viele deutsche Orte, in welchem es keinem Juden gestattet war, Wohnsitz zu nehmen; da hat Fürst Bismarck die Freizügigkeit proklamiert, und erst durch dieses Gesetz wurden die deutschen Juden wirklich heimisch auf deutschem Boden und konnten nunmehr an jedem deutschen Orte ihre Zelte aufschlagen. Als Herr v. Bismarck in die Regierung trat, da galt zwar schon die preußische Verfassung, und auf dem Papier war den Juden die Gleichberechtigung gewährleistet, aber in Wirklichkeit war kein öffentliches Staatsamt in Preußen einem Juden offen; es gab keine Staatsbeamte jüd. Bekenntnisses im ganzen preußischen Lande. Als Fürst Bismarck seine Aemter niederlegte, da gab es eine große Anzahl von deutschen Israeliten, die öffentliche Aemter bekleideten; unter seiner Regierung hat sich dieser Wandel vollzogen. Endlich ein Drittes: Im Jahre 1878 vereinigte sich der Kongreß europäischer Staatsmänner in Berlin unter Leitung des Fürsten Bismarck, da wurde von dieser erlauchten Versammlung der Grundsatz aufgestellt, daß kein Staat in das europäische Staats-System aufgenommen werden dürfe, der nicht politische Berechtigung aller religiösen Bekenntnisse anerkennt; das sei ein barbarischer Staat, der die Juden um ihres Glaubens willen von politischen Rechten ausschließe. Freilich war diese Proklamierung eines völkerrechtlichen Grundsatzes nur etwas Ideales und nichts Praktisches, aber „wie die Sonne zunächst auf die Höhen leuchtet und erst später in das Thal hineindringt“, so ist auch solch ein idealer Sieg auf den Höhen des politischen Lebens von unendlichem Werte. Wenn wir den Geburtstag eines Menschen feiern, so werden wir nicht etwaige Fehler mit all zu scharfem Auge aufstöbern, sondern wir werden unsern Blick auf seine leuchtenden Vorzüge richten. Diese Rückschau auf das Gute, das uns Juden das Ministerium Bismarck gebracht hat, ist vortrefflich geeignet, in den Deutschen jüd. Bekenntnisses die Liebe zum Vaterlande zu beleben. — Mit einem kräftigen Appell an die Jugend, sich den alten preußischen Spruch „Mit Gott für König und Vaterland“ tief in die Seele zu prägen, schloß der verehrte Redner. Die Ansprache fand bei der zahlreichen Versammlung einen freudigen Nachhall.

S . . . n.

* t. Wie wir vor einiger Zeit berichteten, hatte das Landgericht in Dortmund den Vorstand der Synagogengemeinde **Hörde** in eine Gesamtstrafe von 17,710 Mk. wegen „Stempelsteuer-Defraudation“ verurteilt. Die Gemeinde wollte bekanntlich die fehlenden Kosten zum Bau einer Synagoge durch eine Lotterie aufbringen und setzte 3000 Lose à 50 Pfennig um. Die Gewinne sollten in Handarbeiten bestehen, die von den Frauen und Mädchen der Gemeinde unentgeltlich geliefert wurden. Die Veranstalter der Lotterie betrachteten diese als eine private Veranstaltung im geschlossenen Kreise, da die Lose nur an Mitglieder der Gemeinde abgegeben werden sollten. Es wurde deshalb weder die polizeiliche Erlaubnis eingeholt, noch die Stempelsteuer gezahlt. Die Steuerbehörde und die Staatsanwaltschaft erblickten jedoch in dem erwähnten Vorgehen die Veranstaltung einer „öffentlichen Lotterie“, und das Landgericht in Dortmund schloß sich dieser Ansicht an. Gegen das Urteil rekurrierten die Beklagten an das Reichsgericht nicht ohne Erfolg, denn der Strafsenat des Reichsgerichts war zwar der Ansicht, daß die Strafe wegen Lotterievergehens gerechtfertigt und daß die Stempelsteuer für 10 000 Lose, die ursprünglich angefertigt wurden, zu berechnen sei, hob aber das Urteil auf, soweit jeder der Angeklagten in eine Stempelstrafe von 2500 Mk. verurteilt worden ist. Das Landgericht wird nun nach der ihm erteilten Maßgabe die Stempelstrafe von 2500 Mk. nur einmal festsetzen und die Angeklagten sämtlich für solidarisch haftbar erklären. — Das wäre aber immerhin eine nicht minder harte und nicht weniger unverdiente Strafe, die nach Anrufung der Gnade Sr. Majestät des Kaisers ganz erlassen oder doch bis auf ein Minimum reduziert werden dürfte.

* **Aus den Litteratur-Vereinen.** In Königsberg sprach Herr Pastor Ziegler über „Lessing und Mendelssohn“ vor Damen und Herren und erntete reichen Beifall. Neues hat der Redner nicht mitgeteilt, dagegen manches alte wiederholt, das erdichtet ist, so z. B. die Fabel von einer Begegnung zwischen dem König und dem Philosophen. — Der in Mülhausen (Elsaß) begründete Verein trat am Mittwoch-Abend zum ersten Male in die Oeffentlichkeit, und zwar durch einen Vortrag, den Oberlehrer Dr. Heinrich Lewy im kleinen Börsensaal hielt. Der Referent hatte zu diesem Abend ein zeitgemäßes Thema gewählt, nämlich: „Die soziale Frage und das jüdische Altertum“. Referent legte an der Hand von Gesetzen des Pentateuch und Sentenzen des Talmud dar, wie im israelitischen Staat dafür gesorgt war, daß jedermann gleichberechtigt die irdischen und geistigen Güter der Nation genieße; das dem in Not geratenen Mitbürger ohne Unterschied der Religion die gehörige Unterstützung allerseits zuteil wurde; daß jeder Handwerker geehrt und vor allen Dingen rechtschaffen für seine

Leistungen entlohnt wurde; und endlich daß den Knechten und Mägden eine freundliche Behandlung zuteil ward. Redner verknüpfte hiermit den Wunsch, es möchten auch heute noch von den Israeliten diese sozialen Gesetze des Pentateuch und des Talmud beherzigt werden; dies würde der israelitischen Gemeinschaft, der Stadt und dem Staat nur zum Wohle gereichen.

* St. **Aus Amerika.** Die Gemeinde des Tempels Emanuel in New York schickt sich an, den fünfzigjährigen Jahrestag ihrer Entstehung festlich zu begehen, und ihre Beamten sowie eine Anzahl Kommittees sind eifrig an der Arbeit, das denkwürdige Ereignis würdig zu begehen. Das Programm für den 13. April und die beiden folgenden Tage ist in seinen Hauptzügen festgestellt. Die Feier wird durch den Fest-Gottesdienst am Freitag-Abend, wofür spezielle musikalische Kompositionen in Vorbereitung sind, eingeleitet werden. Dr. Gottheil wird einen kurzen Vortrag, und beim Früh-Gottesdienst am Samstag wird Dr. Silverman die Predigt halten. Die Hauptfeier soll am Samstag-Abend stattfinden. Die Rabbiner Doktoren Kohler, Gottheil, Silverman von N.-Y., Dr. Krauskopf von Philadelphia und der Präsident Hr. Lewis May sind als Redner des Abends in Aussicht genommen. Eine Feier seitens der die Religionsschule besuchenden Schüler wird am Sonntag Morgen stattfinden.

Hier und dort.

— In Sachen des Lehrerbundes erfahren wir, daß von 14 Vereinen sich 11 für die Gründung eines Bundes auf grund festzustellender Satzungen ausgesprochen haben.

— Dem B. T. wird mitgeteilt, daß das „Werk" des Freiherrn v. Langen über die „Geheimgesätze" der Juden gar nicht von diesem neuesten Talmudforscher, sondern von dem nicht zurechnungsfähigen Herrn Carl Paasch verfaßt sei. Unmöglich ist dies durchaus nicht, denn die Schrift ist, soweit sie nicht mit Scheere und Kleister geschrieben ist, in der That konfus und des Herrn Paasch würdig.

— Die politische Presse berichtet, daß Professor Lazarus sich mit Frau Nahida Remy vermählt habe. Letztere soll zum Judentum übergetreten sein. Daß die Schließung dieses Bundes bevorstehe, war hier in Berlin und auch uns seit Wochen bekannt, wir hatten aber aus begreiflichen Gründen hiervon keine Notiz genommen.

— Herr Raphael Dienstag in Schrimm wurde zum Magistrats-Sekretair gewählt. Herr Dienstag ist noch strenggläubiger Israelit, er verwaltet seit 25 Jahren eine Sekretairstelle beim Landratsamt, ohne am Sabbat und jüd. Feiertagen zu arbeiten. — Es ist schwer zu sagen, wer von den beiden eine seltenere Erscheinung in unseren Tagen und unserem Lande ist: der Sekretair oder — der Landrat.

— Vor einigen Wochen meldeten wir, daß gegen den Hauptmann a. D. und Bürgermeister v. Voß in Bublitz die Anklage wegen Meineides erhoben worden sei. Wir erachten es als Pflicht publizistischen Anstandes mitzuteilen, daß das Schwurgericht in Köslin den Angeklagten freigesprochen hat.

— Herr Hauptlehrer Scheye ist von Buchsweiler (Els.) an das Waisenhaus in Kassel versetzt worden.

— Auf Vorschlag des russischen Finanzministers Witte hat der Kaiser einen Ukas unterzeichnet, welcher den Juden und Ausländern den Ankauf von Aktien der unter dem Namen „Srednie Riady" bekannten großen Warenhäuser in Moskau untersagt.

— Ein amerikanischer Missions-Bischof hat die ganze Bibel in die chinesische Schriftsprache übersetzt. Das Werk erscheint in Jahresfrist. Es wird behauptet, der gelehrte Mann habe zwölf Jahre an diesem Werke gearbeitet.

Brief- und Fragekasten.

Avis. Die heutige Nummer unseres Blattes gelangt, der Feiertage wegen, mit einer kleinen Verspätung zur Ausgabe. Mit Nachnahme belastet wird erst die nächste Nummer werden. Der von uns, wie von verschiedenen anderen Blättern eingeführte Modus, die Bezugsgebühr per Postnachnahme zu erheben, ist der denkbar einfachste und bequemste, — einfach und bequem freilich nur für die Empfänger, weil sie ohne Mehrkosten, der Arbeit der Absendung einer Postanweisung überhoben sind. — Wir nehmen auch Briefmarken in Zahlung, bitten jedoch uns bayerische und württembergische Marken nicht zu senden, da wir solche nur schwer unterbringen können.

Die Exped.

„Fragekasten". Diese Rubrik unseres Blattes stellen wir den geehrten Lesern zur Erledigung von kurzen Fragen aller Art hiermit zur Verfügung. Durch kurze Fragen und Antworten erzielt man oft mehr, als durch lange Artikel. Da wir, mit Ausnahme der preßgesetzlichen, jede Verantwortung für Form, Fassung und Inhalt der Fragen und Antworten ablehnen, so können die Beteiligten sich hier ganz sans géne bewegen, wir bitten jedoch stets eingedenk zu bleiben, daß unser Blatt ein öffentliches, ein öffentliches im weitesten Sinne ist, und auch von unseren politischen Gegnern viel und aufmerksam gelesen wird. — Möge diese neue Einrichtung allerseits benutzt werden.

Die Red.

Herrn L. S. Mk. u. a. Offerten unter Chiffre sind stets mit dem angegebenen Zeichen zu versehen und nur an die betr. Inserenten zu richten, nicht aber an den Red. dieses Bl., da dieser mit den Sachen nichts zu thun hat und in allen Fällen nicht einmal die Adresse der Inserenten kennt.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 12. April in allen Synagogen Abends 7¼ Uhr.

Sonnabend, den 13. April in der alten Synag. Morg. 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morg. 9 Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen Morg. in der alten Synag. u. Kaiserstr.-Synag. 6½ Uhr, in der neuen Synag. u. Lindenstr.-Synag. 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 6 Uhr.

Sitzung der Repräsentanten-Versamlung Sonntag, den 14. April Vorm: 11 Uhr, im Sitzungssaale Oranienburgerstr. 30, II.

Festgottesdienst.

Sonntag, den 14. April in allen Synag. abends 7¼ Uhr.

Montag, den 15. April in der alten Synag. morg. 8½ Uhr, in den übrigen Synag. morg. 9 Uhr.

Predigt Vorm. 9½ Uhr: Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier, vorm. 10 Uhr: Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Weisse, Kaiserstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Ungerleider, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Maybaum.

Montag, den 15. April in allen Synag. abends 7½ Uhr.

Dienstag, den 16. April in allen Synag. morg. 7½ Uhr, I. Gottesdienst mit Seelenfeier, vorm. 10 Uhr, II. Gottesdienst mit Seelenfeier.

Predigt Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Ungerleider, Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Maybaum, Kaiserstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Rosenzweig, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Weisse.

Um Ueberfüllung der Synag. bei der Seelenfeier zu verhüten, wird der Vorm.-Gottesdienst am 8. Pessachtage zweimal abgehalten u. ist der Zutritt zum 2. Gottesdienst nur gegen Vorzeigung der Eintrittskarten gestattet.

Die alte Synag. bleibt vom 17. April cr. ab bis auf Weiteres wegen Ausführung von Beleuchtungsanlagen geschlossen.

Berliner Vereinstafel.

„Gemilus Chassodim",

Israel. Wohlthätigkeits-Verein. Kranken-, Witwen- u. Darlehns-Unterstützungskasse.

Geschäftsführender Ausschuß:

Vorsitzender: Hr. J. Rosenthal, Landsbergerstr. 76. (Sprechst. in Vereinssachen vorm. 8—9).
Schriftführer: Hr. J. Rehfeld, Dragonerstr. 7.
Rendant: Hr. J. Baschwitz, Friedrichstr. 123.
Kontroleur: Hr. Rechtsanwalt Goldschmidt, Rosenthalerstr. 19. Fernsprecher: Amt III, Nr. 730.
Vereinsarzt: Hr. Dr. Margoniner, Lothringerstr. 50. Fernsprecher: amt III, Nr. 378. (Sprechst. 8—9 u. 4—5).
Vereinsbote: Hr. M. Ascher, Anklamerstr. 12.

☞ **Sitzung des Vorstandes** allvierzehntäglich Donnerstag-Abend im Restaurant Rosenthal, Königstraße.

Humanitäts-Verein „Gewul tauw".

Geschäftsführender Ausschuß:

Vorsitzender: Hr. G. Michaelis, Invalidenstr. 145. Fernsprecher: Amt III, Nr. 8294.

Schriftführer: Hr. Ludwig Rieß, Stralauerstr. 33. Fernsprecher: Amt V, Nr. 1296.

Rendant: Hr. S. Dewitz, Wallnertheaterstr. 20.

Vereins-Syndici: 1. Hr. Rechtsanwalt Cohn, Spandauerstr. 36—37. Fernsprecher: Amt I, Nr. 2878. (Sprechstunde für Vereinsmitglieder nachm. 4—5).
2. Hr. Rechtsanwalt Lehmann, Andreasstr. 32. (Sprechst. nachm. $3\frac{1}{2}$—$6\frac{1}{2}$).

Vereinsärzte: 1. Hr. Dr. Löwenstein, Kl. Frankfurterstr. 5. Fernsprecher: Amt VII, Nr. 2492. (Sprechst. 8—9 u. 4—5).
2. Hr. Dr. Samter, Wilhelmstr. 12. Fernsprecher: Amt VI, Nr. 1929. (Sprechst. 8—$9\frac{1}{2}$ u. $4\frac{1}{2}$—6).

Vereinsbote: Hr. J. Lapidas, Amalienstr. 8.

Die hiesige

Kantor-, Schächter- und ב"ק-Stelle

ist sogleich zu besetzen. Gehalt 1500 Mk. nebst freier Wohnung u. falls derselbe befähigt ist, den hebr. Leseunterricht auf der Unterstufe zu erteilen, ein Nebeneinkommen von ca. 300 Mk.

Reisekosten werden nur dem Gewählten erstattet.

Meldungen nimmt entgegen der Korporations-Vorstand.

Jarotschin, d. 5. April 1895.

Chasan und Schochet.

Diese Stelle ist zum nächsten Juli zu besetzen. Jahresgehalt M. 1500. Ledige Bewerber belieben sich zu melden.

Neuß a. Rhein.

Der Vorstand.

Die Stelle eines Religionslehrers, Kantors u. Schächters in Odenheim ist zu besetzen. Gehalt 600 M. Nebeneinn. ca. 600 M.

Die Bezirkssynagoge Bruchsal.

Gaben für die Unterstützungskasse israel. Lehrer Westfalens und der Rheinprovinz.

Banquier Moritz Beer, Essen 400 M., d. Goldstein-Grevenbroich von W. Burg u. Fr. Rothschild, Düsseldorf, 19 M. 70 Pf., durch L. Treu, Lippstadt 45 M., Lehrer Vorsanger, Neuenkirchen a. e. Hochzeit gesammelt 20 M., d. Prediger Blumenfeld, Essen v. Rentner-Benjamin, Wiesbaden 15 M., Dr. Mansbacher, Münster a. e. Hochz. ges. 12 M., d. Hauptlehrer Graf, Essen 10 M., Synag. Gem. Schwerte 10 M., Lehrer Seelig, Grevenbroich v. N. N. 10 M., v. Heinemann 4 M. 80 Pf., Lehrer Spier, Rhoda v. e. Hochz. ges. 15 M. 30 Pf., Frauenverein Lübbecke 15 M., d. Lehrer Seelig, Grevenbroich v. Jonas u. Johanna Bohsen zur silb. Hochz. 10 M., d. denselben v. L. Winter in Hemmerden 2 M. 80 Pf., Synag. Verband Arnsberg 2c. pro 1893—94 40 M., J. Goldstein, Grevenbroich v. N. N. 19 M. 70 Pf., Rabb. Dr. Samuel, Essen a. e. Hochz. ges. 52 M. 25 Pf., Lehrer Steinweg, Dortmund b. d. Bar-Mizwafeier D. Seelig 32 M., Lehrer Wend Unna 3 M., J. Goldstein, Grevenbroich a. s. 70. Geburtstage 100 M., derselbe v. Fr. S. u. B. 10 M., derselbe v. Oberländer in Züchen 20 M., Synag. Gem. Dortmund 50 M., Schulkasse Dortmund 30 M., Lehrer Rosenfeld, Lippstadt ges. 33 M. 5 Pf., Synag. Gem. Trier 20 M., Lehrer Heine Weinkenberg zu Purim 8 M., Rabb. Dr. Samuel, Essen zu Purim 14 M. 78 Pf.

Essen, im März 1895.

Blumenfeld, Vorsitzender.

Die Stelle eines Kultusbeamten ist sogleich zu besetzen. Gehalt 700 Mk. und ca. 400 Mk. Nebeneinkommen.

Zinten, Ostpr.

Der Vorstand d. Syn.-Gem.

Die Religionslehrer-, Vorbeter- u. Schächterstelle ist per 1. Mai zu besetzen. Fixes Eink. 900 Mk. Erträgnisse aus der Schechitah und Nebenverdienst.

Adelsdorf (Oberfranken).

Der israelitische Kultusvorstand

Abr. Wassermann.

כליקודש zu einer ספרתורה für alt zu kaufen gesucht. Offerten mit Angabe des Preises erbeten an L. Rischmann, Seckenbarg, Ostpr.

Die Verlobung ihrer Tochter **Johanna** mit Herrn **Dr. Ludwig Rosenthal,** Rabbiner in Mannheim, beehren sich ergebenst anzuzeigen.

Spandau, im April 1895.

L. Seliger und Frau
Henriette geb. Hirschfeld.

Johanna Seliger
Dr. Ludwig Rosenthal
Verlobte.

Spandau. Mannheim.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.